

ISSN 0259-7446

€ 4,80

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Geschichtsdiskurse**

**Gedankenjahr 2005:
„ ... weder gedenken
noch erinnern“**

So viel(e) Erinnerung(en)

**Erinnerungskultur im Internet:
Ein ganz anderer Ansatz?**

2/2006

Jahrgang 21



Foto: WTV

Wien – rund um die Uhr: Lifestyle pur ...

Eine Stadt mit vielen Facetten. Überzeugender Lebensart. Und Offenheit für viele Lebensformen. Langeweile? In Wien unbekannt. Bunte Vielfalt lockt. Flair, Charme und die sprichwörtliche Gemütlichkeit dominieren. Tauchen Sie ein ...

Mehr Info: www.wien.at

Stadt  Wien

Wien ist anders.

medien & zeit

Inhalt

„Daran weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden“	4
Marlene Streeruwitz	
So viel(e) Erinnerung(en) Bemerkungen zur veröffentlichten Gedenkkultur an der Schnittstelle nationalsozialistischer Vergangenheit(en) und politischer Gegenwart(en)	10
Heinz P. Wassermann	
Ein ganz anderer Ansatz? Leitfadengespräche mit Webkommunikatoren von erinnerungskulturellen Internetangeboten	27
Dörte Hein	
Rezensionen	38

Impressum

**Medieninhaber,
Herausgeber und Verleger:**

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer-Stv.),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Wolfgang Duchkowitsch,
Christian Schwarzenegger, Bernd Semrad

Lektorat und Layout:

Christian Schwarzenegger, Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Stolz ist keine wissenschaftliche Kategorie. Dennoch erfüllt es *medien & zeit* mit einer gewissen Portion desselben, das vorliegende Heft zu charakterisieren.

Diese zum Thema „Geschichtsdiskurse“ produzierte Ausgabe wird eröffnet von der österreichischen Schriftstellerin Marlene Streeruwitz. Als prononcierte Kritikerin herrschender Ungleich-Verhältnisse, als mahnende Stimme wider „offizielle“ Geschichtsklitterung und als aufmerksame Beobachterin einer allzu unkritischen Öffentlichkeit spitzt sie eigenes Erleben, kollektives Vergessen und uniformes Erinnern zum „Gedankenjahr“ 2005 in ihrem Essay „...weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden“ zu.

Dieser Beitrag ist die gedruckte Fassung ihres Vortrags zum 20-jährigen Jubiläum von *medien & zeit*. Kurze Rückblende: Am 19. Jänner d. J. wurde im Kleinen Festsaal der Universität Wien in einer Festveranstaltung der „runde Geburtstag“ der einzigen kommunikationshistorischen Fachzeitschrift Österreichs begangen, dies jedoch nicht in einem Weihefest des nostalgischen Rückblicks – vielmehr der Zukunft zugewandt. Mit der Wiederkehr von Erinnerungsanlässen, ausgedrückt in Jahreszahlen, und unterschiedlich gearterter induzierter Erinnerung erscheinen „zwangsläufig“ auch bestimmte Akteure, Diskurse und Manifestationen in der (medial vermittelten) Öffentlichkeit. Streeruwitz verdichtet dies in außergewöhnlicher Art und Weise und zeigt letztlich auch, wie aktuell ihre vorderhand mit Erinnerungskultur konnotierten Eindrücke sind. Einer der Protagonisten ihres Essays war nicht nur maßgeblich für die „Erinnerungs-Event-Orgie“ 25peaces zuständig, sondern wird mittlerweile als Kandidat für den Posten des nächsten ORF-Generaldirektors gehandelt...

Das abgelaufene „Gedankenjahr“ bot und bietet auch Anstöße zur systematischen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Komplex

Erinnerungskultur. Heinz P. Wassermann arbeitet in seinem Beitrag verschiedene – und letztlich auffallend kohärente – Modi von „Erinnerung“ aus der Geschichte Österreichs heraus. Anhand dreier „vergangenheitspolitischer Skandale“ werden typische Merkmalsausprägungen von medialen Geschichtsdiskursen identifiziert und schließlich mit Beobachtungen zur aktuellen Inszenierung von Erinnerung im Jahr 2005 gegegebrotchen. „So viel(e) Erinnerung(en)“, die da mit Getöse eventisiert wurden, hätten das Erinnern kalt entsorgt und Geschichte als Sammelsurium punktueller Ereignisse präsentiert. Das Verständnis für Geschichte als Prozess hingegen, sei aus der Gedenkproduktion weitgehend ausgeschieden, lautet Wassermanns seufzendes Fazit.

Dörte Hein widmet ihren Beitrag der Grundlagenforschung in einem wenig bestellten Feld der Kommunikationsgeschichte: Ausgehend von ihren Forschungen zu Problemen und Perspektiven internet-gestützter Erinnerungskultur versucht Hein, Motive und Methoden, Absichten und Ansichten von jenen „Webkommunikatoren“ herauszustellen, die in den letzten Jahren genuin erinnerungskulturelle Angebote etablierten. Die Autorin verdichtet diese Beobachtungen zur forschungsleitenden Fragestellung: „Ein ganz anderer Ansatz?“ – und muss letztlich auch Fragen offen lassen. Gewissheit über Dauerhaftigkeit und Durchsetzungsvermögen der „flüchtigen Quelle“ Internet, und der sehr heterogenen Angebote lässt sich am heutigen Tag (noch) nicht erlangen. Dennoch stellt diese Studie essentielle Befunde bereit; Befunde über „Erinnerungskultur“ in einem „neuen Medium“, dessen Potentiale erst ausgelotet werden müssen – aus aufklärerischen, spielerischen oder auch kommerziellen Motiven gespeist.

WOLFGANG DUCHKOWITSCH
CHRISTIAN SCHWARZENEGGER
BERND SEMRAD

„Daran weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden“

Marlene Streeruwitz

„Es ist schon besser. So!“ sagt der Kellner im Café Eiles. „Ja. Es ist am besten. So.“ Die ältere Dame nickt. Sie fände das auch am besten so. Und es hätte auch keinen Sinn. Ein Leben. Wenn man nichts mehr machen könne. Wenn man sich nicht mehr bewegen könne. Wenn einem alles gemacht werden müsse. Und Schmerzen. Wenn man nichts mehr genießen könne. „Ja“, nickt der Kellner. Und der habe ja auch alles gehabt. Der wäre gereist. Der wäre auf der ganzen Welt gewesen. Wo der überall gewesen wäre. Er hätte das in der Kronenzeitung gelesen. Das wäre in allen Zeitungen zu lesen gewesen. Der hätte die ganze Welt gesehen. Und. Er. Er selber. Er wolle das für sich selber auch nicht anders. Schnell. Ganz schnell solle es gehen. Schnell und für niemanden eine Last. Keinerlei Abhängigkeiten. Er wolle von niemandem gewaschen werden müssen. Nein. Das hätte keinen Sinn. Wenn einem nichts mehr Freude mache. Und die ältere Dame stimmt ihm zu. Es solle schnell gehen. Niemandem eine Last. Und der. Der habe ja ein gutes Leben gehabt. Ja, antwortet der Kellner. Manche hätten eben alles Glück.

„Die Österreicherinnen und Österreicher.“ Ich zitiere aus Wassermann, Heinz P.: „Naziland Österreich? Studien zu Antisemitismus, Nation und Nationalsozialismus im öffentlichen Meinungsbild.“ Zitat anfang: „Der Nationalsozialismus als System und der Holocaust als Spezifikum stoßen im Meinungsbild auf Ablehnung, die Mitäterschaft von Österreichern ist ab den späten 70er Jahren durchaus – und zwar mehrheitsfähig – anerkannt, trotzdem reklamieren die Befragten einen kollektiven Opferstatus, trauen den Erkenntnissen der Wissenschaft nicht, sahen sich in den 90er Jahren nicht befreit, sondern auf der Seite der Verlierer und wollen vor allem – so die Analyse zur „Relevanz von Gedenken und Erinnern“ – daran weder gedenken, noch erinnern, noch erinnert werden.“ Zitatende.

In dem Gespräch im Café Eiles über den Tod des Promis. Nicht die Personen. Das Gespräch erinnert sich. Der Tod tritt als Abholer auf. Die Sprechenden liefern den Toten aus. Ohne einen

Augenblick an eine Gegenwehr zu denken, wird die möglichst rasche Abholung als richtig mitgedacht. Eine erinnerungslose Abholung soll das werden. Möglichst im Schlaf. Oder sehr schnell. Über das Leben wird gar nicht gedacht. Dass es ums Leben gehen könnte, kommt den Sprechenden gar nicht in den Sinn. Leben, das ist Unversehrtheit. Die Definition von Unversehrtheit ist komplex und ändert sich. Aber. Jede Versehrung verwirkt das Leben. Es wird nicht der Wert des Lebens gedacht. Die zur Disposition stehende Unversehrtheit bedingt die Lebensberechtigung. Wenn die Personen sich nicht erinnern können. Oder wollen. Der unbearbeitete Antisemitismus am Grund unserer Kultur ist als Kontinuum immer da, den Gedanken die entsprechende Färbung zu verleihen. Die Sprechenden dieser Szene müssen sich selber in ihrer eigenen Vorstellung die Lebensberechtigung auf eine diffuse Ganzheit reduzieren. – Keine Schmerzen. Keine Abhängigkeiten. Genussfähigkeit. – Sie müssen am Beispiel des prominenten Toten sich selber den Totenschein ausstellen. Und der ist von Sauberkeit getragen. Und von einem Sich Selber Wegräumen.

Zitat: „...und wollen vor allem – so die Analyse zur „Relevanz von Gedenken und Erinnern“ – daran weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden.“ Zitatende.

Nun ist es von Leben zu Leben verschieden, wie persönliches und nationales Schicksal ineinander verstrickt sind. Diese Verstrickung aber Patriotismus nennen zu wollen und eine einfache Affirmation dieser Tatsache durch die Verschiebung von Gedenken zu Gedanken herstellen zu wollen. Das bedeutet, den von Rudolf Burger so herbeigesehnten Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Das bedeutet die Räume der Vergangenheit erneut zu versiegeln. Das Gedenken, das im Erinnern von etwas alle Erfahrungsmöglichkeiten mobilisiert, durch ein Denken über etwas mit der Entferntheit der Historisierung zu ersetzen. Und. Im Sinnspruch der TV-Werbung für diese Umbenennung des Gedenkjahres in ein Gedankenjahr. „Lasst uns gemeinsam nachdenklich sein“, wird

diese Umbenennung von der Beschreibbarkeit der Historisierung wieder in die Gefühlsaufladung eines Nachdenklichen geführt. Die Formel scheint mir zu sein: Man entzieht dem Blick auf die Vergangenheit die Empathie des Gedenkens, behauptet den Herrschaftsblick auf unveränderbare Geschichtsräume in einem zur Kenntnis nehmenden Denken an die Geschichte und lässt in diesem Denken dann esoterische Gefühle zu. Dann. Als beruhigende Glasur.

Sentimentalität ist das. Eine nostalgiegeladene Sentimentalität, die von der Unerreichbarkeit des Vergangenen ausgeht. Eine absolut gesetzte Unverändertheit ist das dann, die hier als durchaus gewünscht angenommen werden kann. Eine einmal gedachte Geschichte und mit dem Einmal Denken erledigt. Aber. In der Passage zum Nachdenklich Sein. – Es wird in einem solchen Satz ja ein Prozess beschrieben. Ein, die Nachdenklichen in einem Werden einfassender Prozess ist das. Die, die nicht nachdenklich werden und dann sein möchten. Oder können. Zum Beispiel weil der Gegenstand der Nachdenklichkeit realer Bestandteil ihrer Biographie ist. Die sind ausgeschlossen. Sanft sind sie das. Sehr unbemerkt funktioniert dieser Ausschluss über *social advertising* im ORF-Fernsehen.

Aber. Diese Versuche, die Belastung des Gedenkens abzumildern. Therapeutisch abzufedern. Diese Versuche vollziehen das, was schon das zu Gedenkende verursacht hatte. Ausschluss. Die Ausgeschlossenen. Die Opfer. Sie werden beraubt. Wieder. Und das ungewusste Wissen von dieser Beraubung erzählt sich in der Selbstberaubung wieder. Aus diesem ungewussten Wissen leiten die ältere Dame und der Kellner im Café Eiles für sich die Ausgrenzung als nicht mehr Ganze ab. Minderwertigkeit zieht solche Ausgrenzung nach sich. Und als moderne Staatssubjekte vollziehen diese Personen den Ausschluss an sich selber. Voraussetzender Nachvollzug.

„Daran weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden.“

Wer gedenkt und erinnert und sich erinnern lässt. Ich wurde zu einer Rundfunkdiskussion mit Wolfgang Lorenz eingeladen. „Weil ich doch sicher Einwände hätte“, wurde gesagt. Einwände gegen die 25 Peaces. Einwände gegen die Gedanken der Politiker und der Politik im Gedankenjahr. Und weil es schön wäre, eine Frau die Einwände einwenden zu haben.

Wolfgang Lorenz ist Leiter der Abteilung Planung und Koordination im ORF-Fernsehen. Er koordinierte das Programm des Grazer Kulturhauptstadtjahrs. Er war der Mann hinter dem von der Regierung und Sponsoren bezahlten Unternehmen der 25 Peaces. Ein Mann mit großer Sprechmacht also. Ein Koordinator von Öffentlichkeit. Ein Gespräch über seine Koordinationen zum Gedankenjahr sollte stattfinden. Das Gespräch dauerte etwa 50 Minuten. Gesendet wurden 15 Minuten.

Wolfgang Lorenz ging in seinem ersten Statement davon aus, dass die „Jungen“ das alles nicht interessiere mit der Geschichte und dem Gedenken und dass man ihnen die Geschichte deshalb schmackhaft machen müsse. Einwand von mir: Schwieriges entschwierigen ist Lüge. Geschichte ist kein Unterhaltungsprogramm. Und unsere schon gar nicht. Entschwierigung dazu immer herablassend. Lorenz: Ja. Das könne ich behaupten. Er wüsste aber, was er tue. Er habe schließlich drei Kinder. Einwand von mir: Das wäre das Zahnarztargument. Alfred Maleta erzählte immer wieder, dass er, wenn er im Parteivorstand etwas durchsetzen hatte wollen, sagte, dass sein Zahnarzt auch seiner Meinung sei. Und dann lachte Maleta jedesmal schallend. Weil dieses Argument immer gewirkt hatte. Also. Weil einer oder eine Kinder habe, wäre einem oder einer die Jugend an sich noch nicht bekannt. Im übrigen könne er ja seine Kinder herablassend behandeln und denen alles schmackhaft aufbereiten. Aber kein Event brächte die Geschichte als Erlebnismöglichkeit zurück. Und es ging doch um Politik. Die Beantwortung der Frage, wie sich eine Bombennacht anfühle. Das brächte doch keinerlei Wissen über die Zusammenhänge der Geschichte. Eintauchen in die Erfahrung. Nachstellen einer Erfahrung. Das wäre doch die Strategie der Gegenreformation. Er nähme halt Schallwellen und Lichtgewitter statt goldener Wolken und süßer Musik. Lorenz: Ja. Ich hätte doch keine Ahnung. Er. Wolfgang Lorenz. Er habe ganz allein dieses Gedankenjahr erfunden. Diese Bezeichnung wäre von einer Zeithistorikerin erfunden. Er stehe dazu. Nach wie vor. Er wäre begeistert von diesem *label*. Und. Er habe nach einer Sitzung im Bundeskanzleramt diese 25 Peaces vorgeschlagen. Sonst wäre nämlich gar nichts passiert. Niemand hätte etwas machen wollen. Und das war nur ein Jahr davor. Das war im Jahr 2004. Wenn so etwas ordentlich gemacht werden sollte, dann müsste man das mindestens zwei Jahre vorher beginnen. Mein Einwand: Man hätte es dann vielleicht nicht machen sollen.

Schnell schlecht gemacht, muss eine Aktion genauso verantwortet werden. Und meinerwegen hätte dieses Programm nicht stattfinden müssen. Lorenz: Ja. Das wirkliche Problem wäre doch. Und da wurde Wolfgang Lorenz sehr ernst. Das wirkliche Problem wäre doch die Geschichte davor. Er habe die Geschichte davor nie begreifen können. Er wüsste auch nicht, wie das den „Jungen“ vermittelt werden könnte. Er könne nicht einmal in die Nähe dieser Angelegenheit denken. Mein Einwand: Er trage doch mit seiner Aktion der 25 Peaces ganz deutlich dazu bei, dass die Geschichte davor. – Dass die noch weiter weg rückte. Dass die noch weiter in die Verdrängung verschoben würde. Und dass die Beschäftigung mit der Geschichte davor ein fürchterliches Unterfangen sei. Dass das nicht so nebenbei zu erledigen wäre. Dass das schwere persönliche Folgen nach sich ziehe. Dass sich aber doch die meisten österreichischen Autoren und Autorinnen damit befassten. Und dass es doch eine Zeitgeschichte gäbe, die daran arbeite. Dass man dieser Forschung vielleicht Raum bieten hätte sollen. Einwand der ORF-Redakteurin: Es würde doch jetzt ein Haus der Geschichte geben. Mein Einwand: Die Disneylandisierung der Geschichte wäre auch nur eine Vergessenstechnik. Die Forschung der Zeitgeschichte müsste gefördert und ausgebaut werden. Er wäre zufrieden, sagte Wolfgang Lorenz. Er habe sein Bestes getan. Und man hätte eben etwas tun müssen. Und dann zog er sein Sakko wieder an.

In einem strategischen Oszillieren zwischen persönlicher Betroffenheit und öffentlichem Auftrag, also öffentlichem Sprechen, war Wolfgang Lorenz auf keinen Einwand von mir eingegangen. Ich hatte auf seine persönliche Betroffenheit in Bezug auf die Shoa reagiert und war darin auf ihn hereingefallen. Wie sich dieses Gespräch dann in der Ausstrahlung angehört hatte ist ganz gleichgültig. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass es meine Argumente nicht gab. Wieder einmal. Dass ich meine Argumente nicht sichtbar machen kann. Dass mit diesem betroffenen an der Geschichte davor Vorbedenken ein abgesonderter Raum hergestellt werden kann, in dem das andere Argument als Außenwand fungiert. Als ein Außen, das ein Innen begrenzt und in der Funktion der Abgrenzung das Argument unsichtbar macht. Das Argument ist so ständig anwesend. Eine bedrohliche Anwesenheit ist das, die das Innen wärmt. Der Gegner. Die Person, die das andere Argument äußert. Die wird durch das Argument überlagert und dahinter unsichtbar. Das Argument ist das

Medium der Unsichtbarkeit. Der Unsichtbarkeitsmachung. Im Studio AR2 in der Argentinierstraße war ohne großen Aufwand die undemokratische Binnensituation des Lagerdenkens hergestellt worden. Aus der dann ja auch die Gestaltung des Gedenkjahres schon entstanden war. Ein kleiner Einblick in das Funktionieren der Macht war das und wie die Träger der Macht sich ihre Gefühle leisten. Bevor sie ihre Sakkos wieder anziehen. Wie sie sprechen und wie sie handeln und wie sie das Auseinanderklaffen nicht sehen müssen. Wie sie die Inkongruenz leugnen. Leugnen können. Und wie die anderen zu anderen werden und in dieser Verwandlung zum Verschwinden gebracht werden.

Ich bin keine große Anhängerin von Verschwörungstheorien. Aber dass im ORF niemand gegen ein Vorstandsmitglied die Stimme erheben wird. Damit kann gerechnet werden. Ich ging von diesem Gespräch weg, als wäre ich bei einem Verhör gewesen. Auf der Argumentationsebene war das jedenfalls der Fall. Ich war verhört worden. Umgehört. Nicht gehört. Kein Einwand war gehört worden. Es ging um nichts als die Präsentation von Wolfgang Lorenz. Die wird gelungen sein. Ich habe mir das Ergebnis nicht angehört.

Die Situation aber. Dieses vollkommene Innen, das das Außen nur als Druckmittel der Verdichtung nach innen benötigt. Diese Situation kenne ich aus Parteiveranstaltungen. In meinem Fall biographisch bedingt mehr von der ÖVP. Und je näher zur Macht und je intimer, umso emotionaler dieses unbedingte Innen. Das keinen Blick zurück erlaubt. Es sei denn im Pathos der Parteilgeschichte. Diese Unbedingtheit des Innen lässt Sicherheit nur noch da vermuten. Alle Unsicherheit. Alle Angst. Sie kann nach draußen. Nach außerhalb des Innen verschoben werden. Da aber ist sie dann. Und jederzeit eine Überflutung. Die Angst davor drängt alle noch einmal mehr im Innen zusammen. Das ist Immersion. Das ist vollkommenes Eintauchen. So wird bedingungsloses Gemeinsam geschmiedet. Die Augenblicke der Angstlosigkeit sind nur in diesem Gemeinsamen mehr zu finden. Dieses Innen benötigt die Ablehnung von Gedenken, von Erinnern und von Erinnert Werden. Diese Ablehnung ist zwingende Voraussetzung für das sichere Innen. Vereinzelt im Denken. Demokratisierung. Geschichtswissen. Das alles würde dieses Innen auflockern und entdichten. In einem „Lasst uns gemeinsam nachdenklich sein“ wird zunächst nur das Zusammen-

sitzen in der Kirche nachgestellt und als Teil dieser Innenexistenz mitgeliefert.

„Weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden.“

Am Dienstag, dem 5. Juli hätten wir in der Reihe „Untrügliche Zeichen von Identität“ zur „Aktualität österreichischer Selbstdarstellung“ von 17.30 bis 20.00 Uhr im Sommercamp der Politischen Akademie der ÖVP der Kurs „Zurück zu mir. Ich entrümpel mein Leben“ absolvieren können. Die Veranstaltung ist als *special* ausgewiesen. Ich zitire aus der Veranstaltungsbroschüre: „Im Laufe eines Lebens sammelt sich vieles an. Manches trage ich immer mit mir. Anderes füllt Schränke in Wohnung, Dachboden und Keller. Gerümpel habe ich auch in Seele und Geist angesammelt. Wie kann ich Vergangenes, Abgestorbenes und Nutzloses entsorgen? Auch den Schutt aus Beziehungen? Wie kann aus Mist wertvoller Dung werden? Überlegen Sie mit August Höglinger gemeinsam, wie sie Ihr Leben entrümpeln können, damit in Ihnen und rund um Sie herum wieder ordentlich aufgeräumt ist!“ Zitatende.

Vergangenes, Abgestorbenes und Nutzloses. Ein Hausputz mit den entsprechenden Putzmitteln. Mist wird zu Dung. Abgestorbenes und Nutzloses. Gerümpel. Schutt. Mist. Dung. Ja. Das Rad der Geschichte ist mehr als 200 Jahre zurückgedreht. Jedenfalls weit vor die Psychoanalyse. Und wie lebt es sich als Träger von Vergangenen, das Abgestorbenes und Nutzloses ist. Schutt und Mist. Ich denke, das Gespräch vom Beginn dieses Texts könnte hier nahtlos angeschlossen werden. Personen mit so benanntem Innenballast werden sich nicht sehr wertvoll vorkommen können. Aber. Sie können das faulige Innen nach außen projizieren. Auf Frauen. Auf Ausländer. Auf Juden.

„Daran weder gedenken noch erinnern noch erinnert werden.“

Zu Beginn des Gedenkjahres. Auf dem Stephansplatz, der mittlerweile ja wieder zu einem Ort der Spiritualität werden soll. In der Auslage des Humanic-Geschäfts läuft das Video mit dem Werbespot, in dem ein vollkommen angezogener Mann eine Frau in BH und Slip mit, von ihr bereitwillig angenommenen, Handschellen ans Bett fesselt. Er tut das aber nicht, um eine kleine Privatphantasie auszuleben. Nein. Er fesselt die Frau ans Bett, damit sie nicht so viele Humanic-

Schuhe kaufen kann. Gewalt. Das scheint das einzige Mittel gegen die Verschwendungssucht zu sein. Verführung das einzige Mittel, sie zu ihrem Besten mittels Handschellen ruhig zu stellen. Die Szene dieses Werbespots ist eine Überwältigung. Eine Überwältigung der Frau. Sie zeichnet sich durch eine Inkongruenz der dramatischen Mittel aus. Handschellen gegen Schuhkauf. Und. Es ist ein Bestrafungsmotiv eingebaut. Die Frau muss für ihr törichtes Kaufverhalten bestraft werden und zu ihrem Besten und dem Besten seiner Geldbörse vom Produkt ferngehalten werden. Es wird ja auch noch behauptet, der Mann habe zu bezahlen und könne daraus das Recht der Fesselung ableiten. Die Verführung in die Fesselung als Betrug an der Frau wird als weiteres Instrument ihrer Zurichtung angewandt.

Auf dem Stephansplatz. Immer und immer wieder wiederholt sich die Szene. Der Mann über die Frau geworfen. Mit den Handschellen winkend. Die Frau verführt willig. Die Frau durch ihre Willigkeit überlistet und allein zurückgelassen. Zur Strafe. Die Frau bäumt sich im Bett auf. Versucht sich aus ihren Fesseln zu befreien. Der Mann hat die Tür hinter sich geschlossen. Kleine Mädchen stehen vor der Auslage. Sie stecken den Finger in den Mund und schauen dem Treiben zu. Kleine Buben starren in die Auslage. Die jungen Eltern wenden sich weiter. Immer wieder betrachten Menschen den Ablauf und gehen dann weiter. Von Palmers-Plakaten erzogen und von den Zensurdiskussionen verunsichert ziehen alle ihrer Wege. Alle scheinen zu wissen, dass das, was hier gesehen werden muss. Das Video läuft in einer Auslage an einem der begangenen Plätze Wiens. Alle scheinen zu wissen, dass das alles so ist. Dass das so richtig ist. Oder. Dass es sinnlos ist, sich darüber aufzuregen. Pornographie ist nur noch ein Mittel, die Spießler vermeintlich von den Nichtspießlern zu trennen.

Was aber erzählt eine solche Szene. Woran erinnert sich diese Szene für Zuseher und Zuseherinnen. Welche Funktion hat die hierzulande gerade noch nicht vollends explizite Pornographisierung des öffentlichen Raums? Es geht natürlich nicht um Sex. Das scheint allen erinnerlich. Es geht um den Wert. Es geht um Macht. Die Sexualität der Macht ist die Macht. Geschlecht. Das bleibt an die Machtlosigkeit gebunden. Macht ist nicht sichtbar. Geschlecht wird als Machtlosigkeit sichtbar gemacht. Im vollkommen privatisierten öffentlichen Raum wird mittlerweile jede Darstellung von Sexualität eine Darstellung der Machtlosigkeit. In einer Nostalgie der Geschlechterhierar-

chie bechränkt sich das gerne auf das Weibliche. Männlichkeit kann sich immer noch ins Hegemoniale verkrallen und dort unsichtbar machen. Die Wertlosigkeit des sexualisiert dargestellten Körpers betrafe jedes Geschlecht. Wir bekommen in der Altmodischheit der hiesigen Öffentlichkeit halt meistens weibliche Körper vorgeführt. Das erleichtert den Männern, ihre eigenen Ohnmachten braver zu verkraften. Betroffen sind alle. Die Würde aller. Jene Würde nämlich, die die Grundrechte formuliert. Einen Akt sexueller Überwältigung als Werbemittel unkommentiert passieren zu lassen. Das bedeutet schon, dass die Erzählung bekannt ist. Und dass sie weitergeschrieben werden kann.

Die Abwehrlosigkeit gegenüber solchen Würdeinschränkungen. Wo kommt dieses den Einspruch verhindernde schlechte Gewissen her. Woher kommt dieses selbstverständliche Einverständnis, dass diese Erzählung in endloser Wiederholung erzählt wird.

Es kommt natürlich alles aus der gut gelernten Grammatik des Ausschlusses, mit der wir hier aufwachsen und leben. In den Beiträgen zur Restitution der Klimtbilder findet sich dann auch sofort das entsprechenden Beispiel. Unbewusst, weil unerinnert und ungehoben wird diese Grammatik wirksam. Die Benutzer wissen gar nichts. Müssen nichts davon wissen, welcher Mittel sie sich bedienen. Es ist ja nichts bekannt. Es kann ja nichts bekannt sein, wenn daran weder gedacht noch erinnert wird.

In der Zeitung „Die Presse“ stehen in einem Porträt – es ist übrigens ein von sexistischen Klischees getragenes Porträt und trägt sich so schon dem Wohlbehagen des Ausschließens aus dem patriarchalen Innen an. – Es steht da geschrieben. Ich zitiere: „Die ganze Haltung des Paares Bloch-Bauer hatte auch mit der Emanzipation des Judentums zu tun, man wollte einen anderen Weg gehen als das Establishment. Der Weg endete in Vertreibung und Vernichtung.“

Subjekt des ersten Satzes ist die Haltung. Durch ein indefinites Zahladjektiv wird die Haltung umfassen. Ungeduldig so. Parallelausrufe sind vorstellbar. Wie: „Das Ganze hat ja nur damit zu tun.“ „Was soll das Ganze.“ Die ganze Haltung. Das ist eine lakonische und ein bisschen herablassende Einfassung. Stunde: Die Haltung des Paares. Das Paar wäre eindeutig als Autor ihrer Haltung wahrzunehmen. „Die ganze Haltung des Paares.“ Sie hatte mit der Emanzipation des

Judentums zu tun. Ein diffuser Zusammenhang wird durch die Hervorhebung des Dativobjekts mittels des „auch“ hergestellt. Die „ganze Haltung“ hatte „auch“. Während die Haltung insgesamt gesehen wird, bekommt die Assimilation des Judentums eine Hervorhebung, die noch andere Beweggründe offen lässt. „Auch zu tun“. Die ganze Haltung des Paares Bloch-Bauer hatte auch mit der Emanzipation des Judentums zu tun. Das Paar wird durch seine Haltung repräsentiert. Ist grammatikalisch im Besitz seiner Haltung und diese wird nun mit der Emanzipation des Judentums verknüpft. Mit der Emanzipation des Judentums. Ein Paar. Die Haltung des Paares. Und ein großer geschichtlicher Vorgang. Über Jahrhunderte hingezogen. Eine Geschichte, die wir gar nicht kennen. Die in unserer hegemonialen Herrschaftsgeschichte gar nicht vorkommt. Aber hier. Hier muss diese Geschichte die Haltung des Paares Bloch-Bauer bedingen. Abstrakt und umfassen. Nun wird der Satz fortgeführt. Es wäre richtig, nach diesem Satz einen Punkt zu machen und den nächsten Hauptsatz zu beginnen. Es wird aber nur ein Komma gemacht und so der innere Zusammenhang der beiden Sätze formal betont. „...man wollte einen anderen Weg gehen als das Establishment.“ Aus der „ganzen Haltung“ und ihrem „auch etwas mit der Emanzipation des Judentums“ im Zusammenhang entsteht eine Konsequenz. Die Haltung der Emanzipation des Judentums ging nicht den Weg des Establishments. Der Vorwurf der fehlenden Anpassung wird in das indefinite „man“ verpackt. Es wäre auch möglich zu sagen, die Bloch-Bauer wollten einen anderen Weg gehen als das Establishment. Das „man“ lässt diese kleine Abkehr von den Bezeichneten zu. Dieses „man wollte es ja nicht anders“. Und das Establishment. Man und Establishment stehen im gleichen Fall. Sie sind Entsprechungen, die durch ein Ortsobjekt getrennt werden. Der andere Weg trennt das man, hinter dem die ganze Haltung des Paares Bloch-Bauer, die auch etwas mit der Emanzipation des Judentums zu tun hatte vom Establishment. Man wollte einen anderen Weg gehen. Und weil der anders war als der des Establishments. Deshalb kommt es zur Katastrophe. „Der Weg endete in Vertreibung und Vernichtung.“ Subjekt. Prädikat. Raumergänzung. Der Weg ist das Subjekt. Das Geschehen vollendet sich am Subjekt. Das Subjekt aber ist der Weg. Das Paar Bloch-Bauer, das schon zu Beginn nur durch seine Haltung grammatikalisch zur Erscheinung kam, wird grammatikalisch unter dem Weg als Subjekt begraben. Nicht sie enden. Der Weg endet. Die Personen, die vernichtet wur-

den, die sind grammatikalisch nie auf die Repräsentationsebene gebracht worden. Die sind schon in der Konstruktion ihrer Beschreibung vernichtet gewesen. Das ist Erinnerung. Das ist die Erinnerung, die niemand erinnern muss, weil sie immer erinnert ist. Weil sie sich immer erinnert. Juden sind vernichtet. Deshalb wird nicht einmal die Existenz vor der Vernichtung unvernichtet und selbstmächtig berichtet. Das Paar Bloch-Bauer. Taucht in der Nacherzählung gar nicht mehr als Subjekt auf. In einer feuilletonistischen Schreibweise, die sich auf Variationenreichtum als Stil-

mittel beruft und in Wahrheit damit Textpolitik betreibt. Diese Schreibweise ruft aus dem Unterbewusstsein immer die richtige Variation auf. Damit beschreibt sich eine wahrere Wahrheit als die Schreibenden sich wissen können. Und bedient sich einer Erinnerung, die sich vor lauter Erinnerung nicht erinnern kann. Nicht will. Nicht darf. Dafür wird ein Begriff von Kulturgut konstruiert, der sich des Besitzes der Klimtbilder berechtigt sieht, wie die Nazis das schon taten. Mit dem Kauf des Bildes sollte die Arisierung legalisiert werden. Nachvollzogen.

Marlene STREERUWITZ

Geboren in Baden bei Wien / Niederösterreich.

Studium der Slawistik und Kunstgeschichte.

Journalistin der Öko-Zeitschrift "Natur ums Dorf".

Beratungstätigkeit für Aktionen der Landschaftswiederherstellung.

Erste literarische Erfolge ab 1986.

Freiberufliche Schriftstellerin und Regisseurin.

Lebt in Wien.

So viele(e) Erinnerung(en)

Bemerkungen zur veröffentlichten Gedenkkultur an der Schnittstelle nationalsozialistischer Vergangenheit(en) und politischer Gegenwart(en)

Heinz P. Wassermann

1. Einleitung

Zugang und Titelgebung des Beitrages beruhen auf dem Ansatz des Salzburger Historikers Ernst Hanisch, der in seinem Aufsatz „Ein Versuch den Nationalsozialismus zu ‚verstehen‘“¹ Folgendes formulierte: „Trotz der schrecklichen Bilanz dieser Periode ist die Beurteilung keineswegs einhellig. Nirgendwo in der neueren Geschichte ist die Diskrepanz zwischen den Ereignissen der wissenschaftlichen Zeitgeschichte und der Meinung eines Teiles der Bevölkerung größer als bei der NS-Frage.“

Hanisch erklärt diese Diskrepanz und Dissonanz mit den je persönlich-biographisch unterschiedlichen Erfahrungshintergründen von Opfern, Tätern und Profiteuren des Regimes. Diese führten zum einen dazu, die jeweils individuellen Erlebnisse „als *die* Wirklichkeit des Dritten Reiches auszugeben“ zum anderen dienten sie als „Entschuldigungen für“ das „Handeln oder Unterlassen (...). Obendrein war es ein Grundprinzip des Dritten Reiches, daß ein jeder nur soviel wissen durfte, wie zur Erfüllung seiner Aufgabe notwendig war. Seine Pflicht tun, hieß: die Verantwortlichkeit zu parzellieren und abzuschieben und der Frage auszuweichen, wozu diese ‚Pflicht‘ diene!“

Bei der Analyse der NS-Herrschaft sieht Hanisch „die ‚Falle‘ des hermeneutischen Zirkels besonders weit“ geöffnet, nämlich dass der „Historiker, der nach 1945 seine Arbeit beginnt, (...) das Ergebnis [kennt], die Mehrzahl der Menschen, die 1938 agierten, (...) jedoch nicht“.

Das dürfe aber nicht zur Akzeptanz der „nach 1945 häufig gehörten Verführungsthese“ – „hier eine dämonische Führung, dort ein verführtes,

naives ‚Volk‘ – führen, die Stabilität des Regimes und die relativ große Zustimmung der Bevölkerung kann nicht lediglich auf den Terror von oben und die gezielten Manipulationen von außen zurückgeführt werden. Es müssen genügend ökonomische, soziale, ideologische und emotionelle Anreize vorhanden gewesen sein, die eine Unterstützung bzw. ein Ertragen des Regimes herbeiführten.“

Im Folgenden werden drei vergangenheitspolitische Skandale aus den 70er, den 80er und den 90er Jahren in der medialen Rezeption analysiert. Es handelt sich hierbei um das erste Kabinett Bruno Kreiskys (1970), der insgesamt fünf ehemalige Nationalsozialisten in Regierungsämter hievte, zweitens um die – letztendlich zurückgezogene – Kandidatur Friedrich Peters für das Amt des Dritten Nationalratspräsidenten (1983) und schließlich um den Ausspruch des damaligen Landeshauptmanns von Kärnten, Jörg Haider, über die angeblich „ordentliche Beschäftigungspolitik“ im „Dritten Reich“ im Juni 1991.

Die Analyse basiert auf der systematischen Untersuchung von „Salzburger Nachrichten“, „Kurier“, „Kleine Zeitung“, „Die Presse“, „Kronen Zeitung“, „Arbeiter-Zeitung“ (SPÖ) und der steirischen „Südost-Tagespost“ (ÖVP)².

2. Drei „Erinnerungen“ 2.1. Die Regierung Kreisky I

Am 1. März 1970 erlangte die SPÖ bei Nationalratswahlen nach einem von Seiten der Volkspartei mit antisemitischen Untergriffen (Josef Klaus als „Ein echter Österreicher“ im Gegensatz zum nichtösterreichischen – weil jüdischen – Bruno

¹ Hanisch, Ernst: *Ein Versuch den Nationalsozialismus zu ‚verstehen‘. Erfahrungen aus der Provinz.* In: *Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit.* Hg. v. Anton Pelinka und Erika Weinzierl. Wien 1987. S. 154-162 (hier S. 154f.).

² Für die SPÖ, als politisch – und im Laufe der Jahre auch zunehmend publizistisch – zentralistisch aufgebaute Partei,

lag es auf der Hand, die „Arbeiter-Zeitung“ für eine solche Analyse heranzuziehen. Die Volkspartei verfügte über kein entsprechendes Blatt, das einer solchen Tradition auch nur in Ansätzen entsprochen hätte. Aus nicht zuletzt pragmatischen Gründen wurde deshalb die „Südost-Tagespost“ herangezogen.

Kreisky³) geführten Wahlkampf erstmals die relative Stimmen- und Mandatsmehrheit.⁴ Nach den gescheiterten Koalitionsverhandlungen mit der ÖVP wurde der Öffentlichkeit via Medien am 21. April ein sozialistisches Minderheitskabinett präsentiert,⁵ das von der FPÖ parlamentarisch gestützt wurde. Dieses fußte auf ein am 13. April 1970 getroffenes, „streng geheimgehaltenes Stillhalteabkommen (...). Die FPÖ verpflichtete sich, zwei Jahre lang (...) kein Mißtrauensvotum gegen die sozialistische Partei zu unterstützen.“⁶ Die FPÖ wurde einerseits mit der sie bevorzugenden und alles in allem wohl auch rettenden (überfälligen) Wahlrechtsreform belohnt, andererseits verzichteten die Sozialisten auf sofortige Neuwahlen, die die FPÖ in massive finanzielle Turbulenzen gestürzt hätten.⁷

Am 21. April präsentierte der neue Bundeskanzler sein Regierungsteam mit nicht weniger als vier Ministern mit einschlägigen Vergangenheiten. Am 9. Mai schrieb die katholische Wochenzeitschrift „Die Furche“, so „geschah es, daß im Jahr des vierteljahrhundertjährigen Bestehens der Zweiten Republik ein SS-Mann zu Ministerwürden in einer österreichischen Bundesregierung gelangte. (...) Dr. Öllinger war 1940 kein unreifer Twen, sondern Vollakademiker im Alter von 27 Jahren.“⁸ Damit war gewissermaßen eine innenpolitische „Bombe“ hochgegangen, der noch die Namen

Josef Moser, Erwin Frühbauer und Otto Rösch hinzuzufügen sind. Ihre einschlägigen Vergangenheiten veröffentlichte in der Folge das deutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“.⁹

Öllinger trat wenig später aus „gesundheitlichen Gründen“ zurück.¹⁰ Über seinen Nachfolger Oskar Weihs schrieb „Der Spiegel“, dass „NSDAP-Mitglied Weihs (...) zu Hitlers Zeiten als hoher Beamter dem Reichsnährstand des Gaus Steiermark“¹¹ gedient habe.

Kreiskys Politik der Integration von ehemaligen Nationalsozialisten und sein späteres Eintreten für Friedrich Peter ob dessen Vergangenheit bei der 11. SS-Infanteriebrigade stehen in einem historischen Traditionsstrang der SP-Politik den „Ehemaligen“ gegenüber, waren also weder Ausnahmen noch Ausrutscher, sondern Endprodukte von mehr als zwei Jahrzehnten praktizierter Vergangenheits- und Integrationspolitik seitens der SPÖ. Diese lässt sich pointiert damit zusammenfassen, dass mit der Linken fallweise die „Austrofaschismuskeule“ geschwungen wurde, während die Rechte braun zu rot umfärbte. Darüber hinaus trachtete die SPÖ einerseits ehemalige Nationalsozialisten direkt oder via Vorfelddorganisationen in die Partei zu integrieren,¹² den VdU als parteipolitisches Konkurrenzprodukt im vermeintlich bürgerlichen Lager zu forcieren,¹³ diesen – wenn nötig – auch finanziell über Wasser zu halten,¹⁴

³ Im Rahmen einer SWS-Umfrage antworteten 1968 von 825 Befragten auf die Frage „Glauben Sie, daß ein Jude, der sich als Österreicher bekennt, als richtiger Österreicher angesehen wird?“ 46% mit „ja“ und 43% mit „nein“. (= SWS-Meinungsprofile: Antisemitismus in Österreich 1968-1982. In: *Journal für Sozialforschung*, 2/1983. S. 205-244 [hier S. 209].)

In einer 1973 von IMAS durchgeführten Antisemitismusstudie antworteten 59% der Befragten auf die Frage „Angenommen ein Jude gibt seine Religion auf und wechselt zum Christentum über. Würden Sie ihn dann trotzdem noch als Juden betrachten, oder ist er ihrer Meinung nach dann kein Jude mehr?“ mit „nein“, wohingegen lediglich für 23 Prozent der Befragten „ein Jude“ dann „kein Jude mehr“ gewesen wäre. (= *Die Meinungen über die Juden*. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage des IMAS-Institut im Oktober 1973. [Linz 1973].)

⁴ Vgl. Blecha, Karl: *Analyse einer Wahl (I)*. In: *Die Zukunft*, 5,6/1970. S. 5-10 und ders.: *Analyse einer Wahl (II)*. In: *Die Zukunft*, 7/1970. S. 2-6. Zur „Ära Kreisky“ unter anderem Hanisch, Ernst: *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*. Wien 1994. S. 464-481. Rathkolb, Oliver: *Die Ära Kreisky 1970-1983*. In: *Österreich im 20. Jahrhundert*, Bd. 2: *Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart*. Hg. v. Rolf Steininger und Michael Gehler. Wien [u. a.] 1997. S. 305-343.

⁵ Vgl. N.N.: *Kreisky bildet SP-Regierung*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 21. April 1970.

⁶ N.N.: *Zur Kasse gebeten*. In: *Der Spiegel*, 31/1970. S. 84.

⁷ Vgl. den Leserbrief von Oskar Huemer. In: *Der Spiegel*, 32/1970. S. 12f..

⁸ Ragassnigg: „*Habe genug gebüßt...*“ In: *Die Furche* vom 9. Mai 1970. S. 5.

⁹ Vgl. N.N.: *So weit zurück*. In: *Der Spiegel*, 22/1970. S. 137-140 und Wassermann, Heinz P.: *„Zuviel Vergangenheit tut nicht gut!“ Nationalsozialismus im Spiegel der Tagespresse der Zweiten Republik*. Innsbruck [u. a.] 2000. S. 73f..

¹⁰ Vgl. N.N.: *Dr. Öllinger zurückgetreten – Nachfolger Dr. Weihs*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 21. Mai 1970.

¹¹ N.N.: *Arme Teufel*. In: *Der Spiegel*, 24/1970. S. 82.

¹² Vgl. *Entnazifizierung zwischen politischem Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ*. Hg. von Maria Mesner. München 2005. Neugebauer, Wolfgang und Schwarz, Peter: *Der Wille zum aufrechten Gang. Offenlegung der Rolle des BSA bei der gesellschaftlichen Integration ehemaliger Nationalsozialisten*. Im Internet: <http://www.bsa.at/new/bsa/pdf/buchganz.pdf> (eingesehen am 5. April 2006).

¹³ Vgl. Albrich, Thomas: *Die Linken und die Rechten: Labour Party, SPÖ und die „Vierte Partei“ 1948/49*. In: *Zeitgeschichte*. 11,12/1990. S. 432-451.

¹⁴ Vgl. Lechner, Manfred: „... Jener, dessen Namen unter den Lebendigen nicht genannt werden mag.“ *Der „Fall Olah“ – Ein Megaskandal der Zweiten Republik*. In: *Politische Affären und Skandale in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim*. Hg. v. Michael Gehler und Hubert Sickinger. Thaur [u. a.] 1995. S. 419-436.

mit ihm punktuell zu kooperieren¹⁵ und es mit dem Etikett „liberal“ zu versehen, um es so schließlich 1983 regierungs- und koalitionsfähig zu machen.

Wie kommentierten nun die Medien das erste Kabinett Kreiskys?

Mit deutlicher Zeitverzögerung machten die „Salzburger Nachrichten“ Öllingers SS-Vergangenheit publik. Der „Fall Öllinger“ sei „peinlich – aber er könnte eine Lehre sein“. Nämlich „eine Lehre“ sowohl für die SPÖ als auch für die Republik insgesamt, denn das Schnüffeln in Vergangenheiten, das Vorhalten von und das Verunglimpfen ob einschlägiger Vergangenheiten müsse „[f]ür alle“ ein Ende haben.¹⁶ Öllingers Rücktritt kommentierte Chefredakteur Karl Heinz Ritschel als „beste Lösung“, denn „ein gestörtes Verhältnis“ lasse „sich nur schwer reparieren.“ Dieses „gestörte Verhältnis“ basiere aber nicht auf Öllingers SS-Vergangenheit, sondern das „Verschweigen dieser Funktion [sic!]“ habe ihn disqualifiziert.¹⁷ Als „Der Spiegel“ nach und nach die NS-Vergangenheiten anderer Regierungsmitglieder ans Tageslicht beförderte, sah der SN-Chefredakteur darin den Versuch, „einen neuen NS-Skandal in der österreichischen Bundesregierung“ zu lancieren. Otto Rösch war „ein junger Mann, als er der SA beitrug und schließlich die NS-Ordensburg Sonthofen besuchte.“ Im Gegensatz zu Öllinger qualifiziere Rösch der Umstand, dass er „vor vielen Jahren die Karten offen auf den Tisch gelegt“ habe, durchaus für ein Regierungsamt. Simon Wiesenthal, der zunehmend zur zentralen öffentlich wahrnehmbaren Figur der Ausleuchtung der „biographischen Lücken“ von Teilen der neuen Bundesregierung wurde, schade „der Glaubwürdigkeit seines Anliegens, wenn er der Kollektivschuld huldigt.“ Immerhin gestand ihm Ritschel zu, auch er wisse nicht, wie er sich verhielte, wäre er „der einzige Überlebende einer einstmaligen großen Familie, die in der NS-Zeit ausgerottet wurde.“ Verbrechen – so Ritschel weiter – müssen „geahndet werden“, die „Bewältigung der Vergangenheit“ müsse

aber „so weit vorangeschritten sein (...), um mit dem Aufrechnen bloßer Zugehörigkeiten zu irgendeiner NS-Formation Schluß zu machen“¹⁸, wobei er sich in diesem Zusammenhang nicht zu Unrecht auf die Blattlinie berief.¹⁹ Mit der Veröffentlichung der NS-Vergangenheiten werde nicht nur die Regierung, „sondern ganz Österreich“ diffamiert.²⁰

Nach dem Ende von Öllingers Ministerschaft am 20. Mai 1970 schrieb Dieter Lendhardt im „Kurier“, Kreisky habe so getan, als sei ein ehemaliger SS-Mann für die Regierung würdiger als ein Nicht-SS-Mann. Der „Kurier“ stelle fest, „in der österreichischen Bundesregierung sehen wir einen Minister Weihs, der immer Österreicher war, lieber als einen Minister Öllinger, der es nicht immer war.“²¹ Anzumerken ist an dieser Stelle, dass zu diesem Zeitpunkt die „nichtösterreichische“ Vergangenheit des Neolandwirtschaftsministers noch nicht bekannt war. Der Streit zwischen der SPÖ, vorgetragen von Leopold Gratz am Bundesparteitag der SPÖ, und Simon Wiesenthal „führt in mehrfacher Hinsicht in die Irre und ist überflüssig.“ Wiesenthal mache offensichtlich „keinen Unterschied zwischen Verbrechern und einfachen Anhängern der NSDAP, die inzwischen (...) keinen Anlaß gegeben haben, an ihrer demokratischen Einsicht zu zweifeln.“ Die SPÖ ihrerseits mache „offenbar ebenso keinen Unterschied zwischen einem Mann, der lange Zeit im Einvernehmen mit Behörden und Polizei der Gerechtigkeit diene, und jenen dunklen Vertretern internationaler Spionageringe, die Österreich als bequemen Arbeitsplatz betrachten.“²²

Als die „Kleine Zeitung“ am 22. April 1970 die Ministerriege präsentierte, wurden die Jahre 1938 bis 1945 nur peripher erwähnt und als wenig später Öllingers SS-Vergangenheit publik wurde, kam in einem Bericht ausschließlich der Landwirtschaftsminister zu Wort.²³ Der „Fall Öllinger“ wurde als Art gerechte Strafe für die SPÖ gedeutet, denn sie habe „jahrzehntelang in der politischen Vergangenheit ihrer Gegner“ herumgestöbert, „wenn es ihr gerade in den Kram paße.“

¹⁵ Vgl. Mommsen, Margareta: *Die „Staatskrise“ über den „Justizputsch“ in der Causa Habsburg 1963 und der Niedergang der Großen Koalition*. In: Ebda. S. 437-454.

¹⁶ h.f.: *Der Fall Öllinger*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 20. Mai 1970.

¹⁷ Ri: *Ohne Titel*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 21. Mai 1970.

¹⁸ Ritschel: *Verdächtigungen als Beweis*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 27./28. Mai 1970.

¹⁹ Vgl. Hausjell, Fritz und Rathkolb, Oliver: *„Was unsere Zeit vor allem braucht, ist Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft“*. Ein Beitrag zur Biographie des

Journalisten Alfons Dalma. In: *Medien & Zeit*, Jg. 4(1989), 1, S. 18-26. Malina, Peter: *„Wieder Fuß fassen, nicht gefragt werden, schweigen dürfen“*. Ilse Leitenberger. *Ein österreichischer Lebenslauf*. In: Ebda. S. 26-32. Rathkolb, Oliver: *Viktor Reimanns Publizistik zwischen 1945 und 1955*. In: Ebda. S. 35-39.

²⁰ Ritschel, *Verdächtigungen*.

²¹ Lenhardt: *Oellinger*. In: *Kurier* vom 21. Mai 1970.

²² Klima: *Streit ohne Sinn*. In: *Kurier* vom 12. Juni 1970.

²³ Vgl. N.N.: *Gerüchte um Öllinger: Der Minister nimmt Stellung*. In: *Kleine Zeitung* vom 28. April 1970.

Öllingers Rücktritt bedeute für den frisch designierten Bundeskanzler einen „Punkteverlust (...) gegenüber seinen innerparteilichen Widersachern“. Das Blatt empfahl der SPÖ, „in Hinkunft bei der gegenseitigen Aufrechnung der Vergangenheit vorsichtiger und zurückhaltender“ zu sein, „weil sich diese Vergangenheit (...) nur allzu leicht als Bumerang erweisen kann.“²⁴ Wie schon die „Salzburger Nachrichten“ berief sich auch die „Kleine Zeitung“ – wiederum völlig zu Recht²⁵ – auf die von ihr seit Jahrzehnten praktizierte Art und Weise der Aufarbeitung der Vergangenheit, nämlich, dass – so Chefredakteur Fritz Csoklich in einer Fernsehdiskussion – „[w]er sich nichts Kriminelles zuschulden kommen ließ, darf nicht diskriminiert werden.“²⁶

Geradezu euphemistisch schrieb „Die Presse“, Öllinger komme „von der nationalen Seite“, habe „im Reichsnährstand begonnen“ und fand „nach dem Krieg, wie gerade in Kärnten sehr viele, bei der SPÖ Hilfe“²⁷ – und das zu einem Zeitpunkt, als die Vergangenheit des Landwirtschaftsministers bereits öffentlich diskutiert und kommentiert wurde. Schuld an der Malaise seien aber nicht Kreisky, Öllinger oder die SPÖ, sondern Wiener Linkskreise²⁸, die Öllingers Vergangenheit unters Volk gebracht hätten. Das, so Thomas Chorherr in einem Kommentar, sei das Werk von „sozialistische[n] Kreise[n], dann sogenannte[n] linkskatholische[n] und noch etliche[n] andere[n], recht heterogene[n] Elemente[n]“. Mittlerweile brauche die Republik aber „keine Gralshüter mehr.“ Habe jemand gegen Gesetze verstoßen, so habe „er als Politiker in der Öffentlichkeit nichts mehr zu suchen. Für politische Irrtümer aber, derer sich einmal in dieser, einmal in jener Hinsicht fast jeder in diesem Volk schuldig machte, Zins und Zinseszins zu nehmen“²⁹, diene weder der öffentlichen Moral noch dem Bild des Staates bei der Jugend.

„Das ‚Niemals vergessen‘ wäre“, so der Herausgeber der „Kronen Zeitung“, „ein schlechter Wahl-

spruch für die Regierung eines Staates, in dem Toleranz, Nachsicht und Güte zur Grundeinstellung der Staatsbürger gehören.“³⁰ Kreiskys Haltung den Ehemaligen gegenüber sei eine „österreichische Haltung.“³¹ Richard Nimmerrichter, alias „Staberl“, fand es zum „Kotzen (...)“, wenn man heute einem reichlich erwachsenen Menschen vorwirft, daß er vor dreißig Jahren als junger Hüpfen ein Nazi gewesen sei.“ Angesichts des damals „schier unübersichtlichen“ Heeres von Arbeitslosen, des Verhaltens „etwa vom Herrn Chamberlain in England“, oder dem der „Rüstungsindustriellen in Frankreich oder in Amerika“ und vor allem jenem der „ach so antifaschistischen Kommunisten“, sei es geradezu „grotesk, daß die seinerzeitige Mitgliedschaft eines Herrn Öllinger in der Partei oder der SS heute in Österreich einen politischen Eklat auslösen“ könne. Die Mitgliedschaft allein – wofür er zwei „anständige“ SS-Mitglieder aus der Verwandtschaft anführte – sage nichts darüber aus, „ob einer damals ein anständiger Mensch war oder ein Hundsfott.“³² Freilich schade es überhaupt nicht, wenn die SPÖ in diese Causa verwickelt sei, denn damit werde „vielleicht in unserem Land endlich der Menschenverfolgung [!] ein Ende gesetzt“, denn es sei „unzeitgemäß, nach 25 Jahren Menschen ob ihrer Vergangenheit zu verfolgen.“ Wiesenthals Verhalten – so Viktor Reimann weiter – verursache einen „neuen (...) Antisemitismus, und zwar in der Jugend, die die Zeit zwischen 1938 und 1945 nicht mitgemacht hat.“ Wiesenthal schlage – man beachte den religiös verbrämten Zynismus – mit seiner „Menschenjagd“ vor allem „jenen Juden ins Gesicht, die Entsetzliches erdulden mußten und trotz ihrer Leiden in den Konzentrationslagern beteten: ‚Friede sei den Menschen, die bösen Willens sind, und ein Ende sei gesetzt der Rache und allen Reden von Strafe und Züchtigung.‘“³³

**Die Mitgliedschaft in der SS
sage nichts darüber aus,
„ob einer damals ein anständiger Mensch war oder ein
Hundsfott“.**

Freilich schade es überhaupt nicht, wenn die SPÖ in diese Causa verwickelt sei, denn damit werde „vielleicht in unserem Land endlich der Menschenverfolgung [!] ein Ende gesetzt“, denn es sei „unzeitgemäß, nach 25 Jahren Menschen ob ihrer Vergangenheit zu verfolgen.“ Wiesenthals Verhalten – so Viktor Reimann weiter – verursache einen „neuen (...) Antisemitismus, und zwar in der Jugend, die die Zeit zwischen 1938 und 1945 nicht mitgemacht hat.“ Wiesenthal schlage – man beachte den religiös verbrämten Zynismus – mit seiner „Menschenjagd“ vor allem „jenen Juden ins Gesicht, die Entsetzliches erdulden mußten und trotz ihrer Leiden in den Konzentrationslagern beteten: ‚Friede sei den Menschen, die bösen Willens sind, und ein Ende sei gesetzt der Rache und allen Reden von Strafe und Züchtigung.‘“³³

²⁴ -kli-: Punkteverlust. In: *Kleine Zeitung* vom 22. Mai 1970.

²⁵ Vgl. Wassermann, Heinz Peter: *Gepreßte Geschichte. Der Nationalsozialismus in der veröffentlichten Meinung der Tagespresse der Zweiten Republik. Ein Beitrag zur Bewußtseinsgeschichte und Bewußtseinsbildung der Zweiten Republik*. Diplomarbeit Graz 1990 sowie Wassermann, *Vergangenheit*.

²⁶ N.N.: *Wie tot ist die Vergangenheit?* In: *Kleine Zeitung* vom 26. Mai 1970.

²⁷ Thur: „Einen Baum nicht verpflanzen!“ In: *Die Presse* vom 15. Mai 1970.

²⁸ Vgl.: R.: *Machtkampf um Oellinger*. In: *Die Presse* vom

16./17. Mai 1970.

²⁹ t. c.: *Der Nächste bitte!* In: *Die Presse* vom 2. Juni 1970. Ob Chorherr in einer anderen Causa auch den einschlägigen Zungenschlag „Zins und Zinseszins“ verwendet hätte, wäre zu überprüfen.

³⁰ CATO: *Toleranz*. In: *Neue Kronen Zeitung* vom 10. Mai 1970.

³¹ CATO: *SS-Woche*. In: *Neue Kronen Zeitung* vom 17. Mai 1970.

³² Staberl: *Der SS-Mann*. In: *Neue Kronen Zeitung* vom 24. Mai 1970.

Die Affäre war sowohl für die SPÖ als auch für ihr Zentralorgan, die „Arbeiter-Zeitung“ als (selbst) ernannte Horte des Antifaschismus mehr als pikant, zeigte sie doch punktuell-exemplarisch auf, dass nicht nur „kleine“ Nazis, sondern durchaus auch ranghohe Chargen dort nach 1945 Unterschluß fanden und auch Karriere machen konnten.³⁴ Bei der medialen Vorstellung des neuen Kabinetts am 21. April 1970 kamen die Jahre 1938 bis 1945 – wenn überhaupt – dann lediglich im Zusammenhang mit dem Dienst in der Wehrmacht vor, was allerdings typisch für alle Zeitungen (sofern sie diese Jahre überhaupt beleuchteten) war. Nachdem am 16. Mai Kreisky mit „Ich stehe hinter Öllinger“ zitiert worden war, wurde auch der „Feind“, der hinter diesen Enthüllungen stand, ausgemacht, nämlich „Zeitungen der ÖVP“. Diese versuchten „aus der politischen Vergangenheit dieses Mannes einen ‚Fall Öllinger‘ zu konstruieren“. Öllinger habe durch seinen 1940 vollzogenen Austritt aus der SS „einen weitreichenden und keineswegs gefahrlosen Akt ‚tätiger Reue‘“³⁵ gesetzt. Öllingers Rücktritt mache „deutlich (...), daß sie [die Sozialisten] in der Tat eine Partei sind, die die Schatten der Vergangenheit hinter sich gelassen hat“, wobei diese Formulierung offen lässt, ob damit der Schatten des Nationalsozialismus und/oder der der Entnazifizierung gemeint war. Die Sozialisten wüssten „zu unterscheiden zwischen den Verbrechen von einst, die sich nie mehr wiederholen dürfen und den Irrungen einzelner Menschen in einer unseligen Zeit, in der eine Diktatur, deren erster Repräsentant noch heute die Wand des ÖVP-Klubzimmers ziert, viele auf solche Irrungen trieb.“ Die Sozialisten werden „weder die Heimwehrdiktatur noch die Hitlertyrannei“³⁶ vergessen, aber relevant sei nicht die persönliche (NS-)Ver-

gangenheit, sondern das gegenwärtige Verhalten. Teilen der Volkspartei unterstellte Scheuch in einem anderen Kommentar, „daß sich maßgebliche Leute noch immer ein Winkelchen im Herzen“ für den Austrofaschismus „aufbewahrt haben.“ Zweifellos „bestehende Unterschiede“ zwischen „Heimwehrdiktatur“ und „Hitlertyrannei“ seien „nicht zum geringsten Teil Unterschiede der faktischen Macht“ gewesen. Außerdem habe der „Ständestaat“ dem Nationalsozialismus „dadurch Vorschub geleistet, daß er den demokratischen Widerstand zerschlug. Wer von der einen wie von der anderen [Diktatur] eingesperrt und verfolgt wurde, sah zumindest damals wenig Grund, hier große Unterschiede zu machen.“³⁷ Mit Öllingers Rücktritt sei es – so ein Kommentar der „Südost-Tagespost“ – „wieder einmal so weit, daß aus der Zugehörigkeit eines im öffentlichen Rampenlicht stehenden Mannes zu nationalsozialistischen Organisationen [!] vor fast 30 Jahren eine ‚Affäre‘ entsteht.“ Hätte sich diese „im Grunde trübselig[e] Affäre“ im Umfeld der Volkspartei ereignet, hätte „Herr Kreisky (...) wahrscheinlich auch belehrend den Finger erhoben und mit Tremolo in der Stimme ‚gewarnt‘.“³⁸ Gelobt wurde der Bundeskanzler für seine Aussage, man müsse die Zeitumstände der dreißiger Jahre für die politische Bewertung berücksichtigen, womit dieser „ein Tabu aus dem öffentlichen Leben Österreichs entfernen“ habe, „das immer wieder die Atmosphäre noch nach 25 Jahren zu vergiften in der Lage ist. Wir weisen nur in aller Bescheidenheit darauf hin, daß es die Partei des Herrn Kreisky war, die dieses Tabu all die Jahre wie einen Gral gehütet hat und jeden, der Worte gleich denen des Herrn Kreisky (...) gebrauchte, als gleich mit schriller Stimme des Neonazismus verdächtige.“³⁹ Wurde der „Herr Kreisky“ für sei-

³³ Reimann: *Menschenjagd*. In: *Neue Kronen Zeitung* vom 15. Juni 1970.

³⁴ Einen ersten Konflikt zwischen der SPÖ und Simon Wiesenthal, der 1970 ein zweites und 1975 – im Zuge der Auseinandersetzung über Friedrich Peters SS-Vergangenheit – ein drittes Mal eskalieren sollte, hatte es bereits 1969 gegeben. In einem Interview mit der „Jerusalem Post“ hatte der Wiener Bürgermeister, Felix Slavik, geäußert, in „unseren Reihen gibt es nicht einen einzigen früheren aktiven Nazifunktionär.“ (...) Wiesenthal reagiert prompt: ‚Man sollte die Bevölkerung Israels (...) nicht durch Erklärungen, die der Wahrheit widersprechen, irreführen.‘ Die Wahrheit aber war, – und Wiesenthal sorgte für deren Verbreitung –, daß zwei ehemalige Nazis in der Führung der SPÖ, als Stellvertreter des SPÖ-Vorsitzenden Bruno Kreisky, saßen: Alfred Schachner-Blazizek, Landesparteiobmann der SPÖ in der Steiermark, Landeshauptmann-Stellvertreter. Er war von den ‚Ostmärkischen Sturmchargen‘ noch vor dem

Anschluß zur NSDAP übergewechselt und hatte zuletzt die hohe Funktion eines Gaurichters der NSDAP bekleidet.

Und Hans Czettel, Landesparteiobmann der SPÖ in Niederösterreich, Landeshauptmann-Stellvertreter. Er war vorerst HJ-Führer in Wien-Ottakring gewesen, später Mitglied der NSDAP und war für eine hauptamtliche Funktion in der NSDAP vorgesehen, da er zu diesem Zweck Parteischulen besucht hatte.“ (= *Simon Wiesenthal. Ein unbequemer Zeitgenosse*. Hg. v. Maria Sporrer und Herbert Steiner. Wien [u. a.] 1992. S. 205f.

³⁵ M. S.: *Verdächtig*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 20. Mai 1970.

³⁶ Scheuch: *Der Rücktritt*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 22. Mai 1970.

³⁷ M. S.: *Unterschiede*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 30. Mai 1970.

³⁸ h. f.: *Jetzt schweigen sie*. In: *Südost-Tagespost* vom 15. Mai 1970.

nen Versöhnungs- und Verzeihenskurs vom ÖVP-Blatt explizit gelobt, so stünden ihm die „radikal-marxistischen Wiener Kreise“⁴⁰ und die „von Mißgunst und Haß gegen den ‚Nazi‘“ erfüllte „Luft der Wiener SPÖ“ gegenüber und entgegen. Diese hatten „sich in der Vergangenheit auch immer wieder durch besonders konsequente Hexenjagd auf ‚Ehemalige‘ ausgezeichnet und ‚Niemand vergessen‘ auf ihre Fahnen geschrieben“⁴¹. Wiesenthals „Hexenjagd“ sei ein Vorgeschmack auf die „Hexenjagd“, die es geben werde, „wenn der radikale Flügel in der SPÖ keine Rücksichten mehr nehmen müßte.“⁴² Mit den Angriffen von Leopold Gratz am SP-Parteitag gegen Simon Wiesenthal seien eigentlich die „eigenen ‚Genossen‘ gemeint“ gewesen, „welche die Berichte über die ‚politische Vergangenheit‘ von SPÖ-Regierungsmitgliedern lanciert hatten“. Das „kam in der Debatte zutage, als der bekannte Linkssozialist Josef Hindels sich namens der ‚sozialistischen Freiheitskämpfer‘ wütend gegen die Erklärungen von Gratz wandte, vor einer Unterwanderung der eigenen (der sozialistischen) Bewegung warnte und abermals den ‚Fall Öllinger‘ anzog, über den laut Hindels ‚viele aufrechte Sozialisten zutiefst bestürzt waren‘.“⁴³

2.2. Friedrich Peter als Dritter Nationalratspräsident

Um die öffentliche Auseinandersetzung über Friedrich Peters Kandidatur für das Amt des Dritten Präsidenten des österreichischen Nationalrates einordnen zu können, ist es notwendig die Debatte über Peters SS-Vergangenheit im Herbst 1975 kurz zu rekapitulieren.⁴⁴ Am 4. Oktober 1975 errang die SPÖ ein zweites Mal die absolute Mehrheit bei den Wahlen zum österreichischen Nationalrat.⁴⁵ Das Wahlergebnis machte Spekulationen über eine etwaige SP-FP-

Koalition hinfällig. Einige Tage später veröffentlichte Simon Wiesenthal Friedrich Peters SS-Vergangenheit als Angehöriger der 1. SS-Infanteriebrigade⁴⁶, „einem unter dem direkten Befehl Himmlers stehenden Mordkommando, dessen ‚Spezialaufgabe‘ es war, ‚Partisanen, Juden und Zigeuner‘ zu liquidieren.“⁴⁷ Peter bestritt nicht, Mitglied dieser Brigade gewesen zu sein, leugnete aber strikt jede Involvierung in die inkriminierten Handlungen. Es lag an Bruno Kreisky, den massivsten Verteidiger des FPÖ-Obmanns zu geben. Am Höhepunkt der Auseinandersetzung, die sehr bald eine zwischen Kreisky und Wiesenthal werden sollte, bezichtigte ihn der Bundeskanzler mafioser Methoden und der Kollaboration mit der Gestapo, wofür Kreisky 1989 schließlich rechtskräftig verurteilt wurde.⁴⁸ Rückblickend schrieb Simon Wiesenthal in seinen Memoiren, es war „die schlimmste Zeit, die ich seit dem Krieg erleben mußte. Ich war ein Aussätziger in meiner neuen Heimat, und nur der Gedanke, daß ich schließlich einen Hitler überlebt hatte, hielt mich davon ab, aus Österreich zu emigrieren.“⁴⁹

1983 gerieten Friedrich Peter und seine SS-Vergangenheit erneut in die Schlagzeilen. Nach dem Verlust der absoluten Mehrheit schloss die SPÖ mit der FPÖ unter dem auf liberal getrimmten Norbert Steger eine Kleine Koalition.⁵⁰ Somit fanden die von der SPÖ betriebenen unterschiedlichen Strategien der partiellen Integration ehemaliger Nationalsozialisten im Koalitionspakt mit den Freiheitlichen unter Vizekanzler Norbert Steger ihren vorläufigen Abschluss. Im Zuge der Koalitionsverhandlungen wurde auch paktiert, dass Friedrich Peter zum Dritten Nationalratspräsident gewählt werden solle. Anders als 1975, wo Peters Vergangenheit wenig an öffentlichem Unmut hervorrief, formierte sich 1983 aber so etwas wie flächendeckender Widerstand gegen das Avancement eines ehemaligen Nationalsozialisten auf eines der höchsten Ämter, das die Republik zu

³⁹ -ch: *Tabu und Öffentlichkeit*. In: *Südtagespost* vom 17. Mai 1970.

⁴⁰ N. N.: *Minister Oellinger trat zurück*. In: *Südtagespost* vom 21. Mai 1970.

⁴¹ D. H.: *Der Fall Öllinger*. In: *Südtagespost* vom 22. Mai 1970.

⁴² K.: *Hexenjagd*. In: *Südtagespost* vom 28. Mai 1970.

⁴³ N. N.: *Hindels kämpft für Wiesenthal*. In: *Südtagespost* vom 12. Juni 1970.

⁴⁴ Vgl. Böhrer, Ingrid: „Wenn die Juden ein Volk sind, so ist es ein mieses Volk.“ *Die Kreisky-Peter-Wiesenthal-Affäre 1975*. In: *Affären*, S. 502-531. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 76-87. Wiesenthal, Simon: *Recht, nicht Rache. Erinnerungen*. Frankfurt/Main und Berlin³ 1989. S. 360-373.

⁴⁵ Vgl. Blecha, Karl: *Die großen Trends*. In: *Die Zukunft*,

22/1975. S. 15-21.

⁴⁶ Vgl. *Unsere Ehre heißt Treue. Kriegstagebuch des Kommandostabes Reichsführer-SS Tätigkeitsberichte der 1. und 2. SS-Inf.-Brigade, der 1. SS-Kav.-Brigade und von Sonderkommandos der SS*. Wien 1984. Die Erstauflage aus 1965 ist ironischerweise im sozialistischen Europa-Verlag erschienen.

⁴⁷ Amerongen, Martin van: *Kreisky und seine unbewältigte Gegenwart*. Graz [u. a.] 1977. S. 99.

⁴⁸ Vgl. Pick, Hella: *Simon Wiesenthal. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg 1997. S. 411.

⁴⁹ Wiesenthal, *Recht*, S. 366.

⁵⁰ Vgl. Pelinka, Anton: *Die kleine Koalition: SPÖ – FPÖ. 1983 – 1986*. Graz [u. a.] 1993 (=Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 48).

vergeben hat(te). In einer im „profil“ geschalteten Anzeigenserie ersuchten die Unterzeichner „den Bundespräsidenten eine Bestellung von Friedrich Peter für ein Regierungsamt zu verweigern“ und forderten „die im Parlament vertretenen Parteien auf, von seiner Wahl zum 3. Präsidenten des Nationalrates Abstand zu nehmen.“ Peters Wahl „oder seiner Aufnahme in die Bundesregierung [ist] mit dem Ansehen Österreichs unvereinbar (...). Sie widerspricht den Werten, die der parlamentarischen Republik zugrunde liegen. Friedrich Peter war 2 Jahre lang Angehöriger einer SS-Kompanie, die in Rußland [sic!] während des 2. Weltkrieges Massenmorde an wehrlosen Zivilpersonen verübt hat. Die Zugehörigkeit allein muß ausreichen, ihm die höchsten Ämter im Staate zu verschließen.“⁵¹

Am 16. Mai 1983 beendete Peter mit einem Brief an FP-Obmann Steger die Debatte über seine Kandidatur. Gegen ihn sei in den „letzten Wochen“ eine „Menschenjagd durch Medienjustiz“, die „in ihrer Wirkung stärker ist als die von mir in allen Funktionen mit allen verfügbaren Kräften betriebene Ausgleichs-, Versöhnungs- und Verständigungspolitik“⁵², in Gang gewesen.

In seiner parlamentarischen Abschiedsrede am 4. April 1986 verwahrte sich Peter gegen die „heute oft gnadenlos urteilende und verurteilende Generation“, der es nicht zustehe, „an unserer demokratischen Glaubwürdigkeit und moralischen Eignung zu zweifeln oder zu rütteln.“⁵³ Die Abgeordneten aller Parteien spendeten ihm alsdann *standing ovations*.

Ambivalent war die Haltung der „Salzburger Nachrichten“ in Bezug auf Friedrich Peters Politavancen. Für Neureiter habe „uns“ mit der neuerlichen Debatte „wieder einmal“ die Vergangenheit eingeholt, was aber „kein Unglück“ sei. Er plädierte, beide Seiten zu verstehen, die eine, die „mit aller Kraft zu verhindern“ versuche, „daß Angehörige der SS ohne Unterschied, ob“ – der offensichtlich honorigen – „Waffen-SS oder KZ-Bewacher (...) keine Staatsämter in einer Demokratie erhalten“ sollen und die andere, auch wenn sie wie Bruno Kreisky, Angehörige durch die Nationalsozialisten verloren hätten. „Heute (...) erhebt sich nur noch die Frage, ob die Schatten

der Vergangenheit schwerer wiegen als das, was an demokratischer Reife von dieser Person in den letzten 25 Jahren bewiesen wurde.“⁵⁴ Mit dem Verzicht auf seine Kandidatur habe – so Chefredakteur Ritschel – Friedrich Peter „nicht nur Österreich einen großen Dienst erwiesen, sondern auch“ der SPÖ. Es sei durchaus legitim einen „ehemaligen SS-Mann (...) nicht in einer gesamt-parlamentarischen Funktion“ sehen zu wollen. „Ohne daß hier Menschenjagd“, so der Vorwurf von Anton Benya und Norbert Steger den Medien gegenüber, „betrieben wird. Auf Menschenjagd war die 1. SS-Infanteriebrigade angesetzt worden. Schon allein aus dem naheliegenden Vergleich oder der Möglichkeit dieses Vergleiches ist diese Wortwahl geschmacklos.“⁵⁵

Der damalige „Kurier“-Chefredakteur Gerd Leitgeb sah keinen „Grund zur Annahme, daß Peter selbst einmal einem Erschießungskommando angehörte“, hegte aber Zweifel daran, dieser habe „von den Gewalttaten seiner Kompanie und der ganzen Brigade“ nichts gewusst. Es sei nunmehr „hoch an der Zeit“, Peters Rückzug aus der Politik „zu fordern. Das ‚Hohe Haus‘ dieses Landes soll nicht von einem Mann repräsentiert werden, der (...) einer Einheit angehörte, die an Morden beteiligt war.“⁵⁶

Massiv abgelehnt wurde der politische Aufstieg Friedrich Peters von der „Kleinen Zeitung“. Schon seit 1975 wisse man um Peters Mitgliedschaft in „einer der berüchtigtsten Sondereinheiten“ der SS, „die (...) in den Ostgebieten vorwiegend Massenmorde an wehrlosen Menschen verübt“ habe. Bei dem von Peter angestrebten Amt handle es sich „um eines der höchsten und qualifiziertesten Staatsämter und dafür ist eine besonders qualifizierte SS-Vergangenheit die denkbar schlechteste Voraussetzung.“ Darüber hinaus stelle sich die Frage, ob „wir“ mit einem Dritten Nationalratspräsident Peter „vor allen jenen bestehen können, die im Kampf gegen die braune Herrschaft und beim Wiederaufbau der Republik schwere Opfer gebracht haben.“⁵⁷ Positiv kommentiert wurde Peters Rückzug, aber so wie Karl Heinz Ritschel in den SN verwahrte sich auch Kurt Vorhofer unter Rückgriff und Anspielung auf Peters SS-Vergangenheit dagegen, ihn als „tra-

⁵¹ *profil*, 19/1983. S. 40.

⁵² Zit. n. *Salzburger Nachrichten* vom 18. Mai 1983.

⁵³ Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Nationalrates der Republik Österreich. XVI. Gesetzgebungsperiode. 1984-1985. 8. Band (125. bis 142. Sitzung). 140. Sitzung (4. April 1986).

⁵⁴ Neureiter: *Zwischen Schatten und Leistung*. In: *Salzburger*

Nachrichten vom 11./12. Mai 1983.

⁵⁵ Ritschel: *Peter beweist politisches Gespür*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 18. Mai 1983.

⁵⁶ Leitgeb: *Plädoyer für Friedrich Peter – und für seinen Abtritt*. In: *Kurier* vom 8. Mai 1983.

⁵⁷ Vorhofer: *Der Schatten auf Peter*. In: *Kleine Zeitung* vom 10. Mai 1983.

gisches Schicksal“ zu bedauern. Beim „Wort tragisch fallen mir ganz andere Schicksale ein.“⁵⁸

Hatte Thomas Chorherr 1970 im Zusammenhang mit der Debatte über Öllingers SS-Vergangenheit den Terminus „Hexenjagd“ verwendet, so handelte es sich 1983 für den „Presse“-Chefredakteur um einen selbstgerechte „Feme“, die im Unterschied zum Mittelalter „auf einem Dingstuhl aus Zeitungspapier“ tage. Die Debatte sei „der bisher eindruckvollste Versuch, durch totale Medienjustiz einen Politiker fertigzumachen.“⁵⁹ Differenzierter sah es Dieter Lenhardt nach Peters Rückzug. Dieser sei für die SPÖ, für das österreichische Image und für jene, „die in einer – der Hetze fernen – grundsätzlichen Überlegung meinten, ein in NS- und SS-Zeiten Verstrickter müsse auch als Geläuterter nicht unbedingt vorletzte Höhen in einer demokratischen Staatshierarchie erklimmen“, gut. Auf die „um eine letzte Austragung des Streites“ Betrogenen, auf diese „Schicht politischer Neurotiker“ werde man „künftig und vorsorglich ein Augenmerk haben“⁶⁰ – was das Bürgerblatt im Zusammenhang mit der Debatte um Kurt Waldheims Vergangenheit(en) eindrucksvoll unter Beweis stellen sollte.

Publizistischen Flankenschutz erhielt Friedrich Peter von der „Kronen Zeitung“. Fungierte sowohl 1970 als auch 1975 Simon Wiesenthal als publizistisches Feindbild, so wurde diese Rolle 1983 den „linken Raudaumacher[n] in der SPÖ“, den „Anschmeißer[n] in der ÖVP sowie“ den „tausend ‚betroffenen‘ Österreicher[n]“, den „Pseudosaubermänner[n]“, die nunmehr „endlich ihren Sieg gegen den ehemaligen SS-Mann Peter erringen“⁶¹, zugeschoben. Legitim wäre die Ablehnung durch „Juden, KZ-Insassen sowie rassisch und politisch Verfolgte“, nicht aber von den Großmäuligen und „Selbstgerechten (...), die nie einer Gefahr gegenüberstanden sind, nie Angst haben mußten, daß sie ein falsches Wort oder ein falscher Schritt nicht nur den Posten, sondern die Freiheit, wenn nicht das Leben kosten könnte.“ Man könne zwar Peter die „Zugehörigkeit zu einer SS-Einheit, die ‚Säuberungsarbeit‘ im besetzten Gebiet ausübte“⁶², vor-

werfen, aber er gelte als unschuldig, da ihm persönliche Beteiligung nie nachgewiesen werden konnte. Außerdem konnte er bei seinem Eintritt in die SS nicht wissen, „daß seine Einheit Mordaktionen im besetzten Gebiet durchführen werde.“⁶³

Gegen Peters Kandidatur – so Manfred Scheuch in der AZ – spreche einzig und allein dessen Vergangenheit, dafür hingegen sein tadelloses demokratisch-parlamentarisches Verhalten und vor allem die „Tatsache (...), daß Peters Haltung die Minderheitsregierung und damit das Ende einer jahrzehntelangen konservativen Vorherrschaft ermöglichte und [er] später durch die Ausbootung von [Alexander] Götz die Bildung einer permanenten Bürgerblock-Konstellation verhinderte.“ Darüber hinaus dürfe nicht übersehen werden, „daß sich so manche (wie schon bei der Wiesenthal-Attacke 1975) als ‚Antifaschisten‘ gebärden, um die politische Vorrangrolle der SPÖ zu untergraben.“⁶⁴ Die Aussage des damaligen VP-Generalsekretär Michael Graff, die Kleine Koalition so lange unter Druck zu setzten, bis diese platzen werde,

mache es gerade zum Gebot der Stunde, Friedrich Peter in das Präsidentenamt zu hieven. „Die Diskussion (...) muß man auch unter diesem Aspekt sehen – bei aller Anerkennung der ehrbaren Motive von vielen, die Proteste unterschrieben haben.“⁶⁵ Peters Rückzug sei der Beweis dafür, „daß er sich von jener demokratischen Gesinnung leiten läßt, die ihm namhafte sozialistische Politiker in der vergangenen Woche auf Grund jahrelanger Erfahrung bezeugt haben.“⁶⁶

Die „Südost-Tagespost“ war die einzige der untersuchten Tageszeitungen, die – mittels Augenzeugenberichten – die (Massaker-)Tätigkeit von Peters Einheit vergegenwärtigte. Aber nicht der FP-Kandidat, sondern die SPÖ stand im Mittelpunkt der Kommentierung: genauer das ambivalente Verhalten der SPÖ ehemaligen Nationalsozialisten gegenüber. Die SPÖ habe „nach Belieben Persilscheine“ ausgestellt, nehme „einen Mann

Die Peter-Debatte sei „der bisher eindruckvollste Versuch, durch totale Medienjustiz einen Politiker fertigzumachen.“

⁵⁸ Vorhofer: *Ein guter Verzicht*. In: *Kleine Zeitung* vom 18. Mai 1983.

⁵⁹ t. c.: *Wissende?* In: *Die Presse* vom 11./12. Mai 1983.

⁶⁰ Lenhardt: *Ein Kandidat tritt nicht an*. In: *Die Presse* vom 18. Mai 1983.

⁶¹ Staberl: *Das Verdienst des Abg. Peter*. In: *Kronen Zeitung* vom 18. Mai 1983.

⁶² Reimann: *Peter und die Selbstgerechten*. In: *Neue Kronen Zeitung* vom 15. Mai 1983.

⁶³ Reimann: *Zweierlei Maß*. In: *Kronen Zeitung* vom 22. Mai 1983.

⁶⁴ Scheuch: *Überlegungen und Emotionen*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 14. Mai 1983.

⁶⁵ Scheuch: *Auf dem richtigen Weg*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 17. Mai 1983.

⁶⁶ Scheuch: *Der Verzicht*. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 18. Mai 1983.

wie Friedrich Peter an die Brust“, halte aber der Volkspartei „bei jeder Gelegenheit das Stichwort 1934 unter die Nase“⁶⁷. Wie schon die „Salzburger Nachrichten“ und die „Kleine Zeitung“ verwehrt sich auch Chefredakteur Gerfried Sperl gegen den von SPÖ und FPÖ lancierten Begriff der „Menschenjagd“. Die „ältere Generation“ habe „andere Menschenjagden erlebt (...). Da werden Schicksale maliziös verhöhnt, weil man suggeriert, der Herr Peter sei durch eine ‚Jagd‘ irgendwelcher Menschenrechte beraubt worden.“⁶⁸

2.3. Jörg Haiders „ordentliche Beschäftigungspolitik“⁶⁹

Nach der wohlgesetzten Titulierung der österreichischen Nation als „ideologische Missgeburt“ im Sommer 1988 sagte Jörg Haider als amtierende Kärntner Landeshauptmann im Rahmen einer Landtagssitzung: Im „Dritten Reich haben sie ordentliche Beschäftigungspolitik gemacht, was nicht einmal Ihre Regierung in Wien zusammenbringt. Das muß man auch einmal sagen.“⁶⁷⁰

Haiders „Sager“ hatte nach einigem Hin und Her zur Folge, dass er seinen Sessel als Kärntner Landeshauptmann räumen musste um als Klubobmann in den Nationalrat zu wechseln.

Im Auftrag der AZ führte das Meinungsforschungsinstitut IFES zwei telefonische Befragungen durch. In der ersten Erhebungswelle wurde Haiders Aussage von einem Drittel der Befragten „voll und ganz“ (4%) beziehungsweise teilweise (29%) goutiert und von knapp 60 Prozent abgelehnt. Für 31 Prozent handelte es sich bei dieser Aussage um „Nazipropaganda“, was von 50 Prozent abgelehnt wurde; 40 Prozent sahen in der Haider-Aussage einen Rücktrittsgrund, wo hingegen 47 Prozent einen solchen nicht für notwendig erachteten.⁷¹ In einer vier Tage später durchgeführten zweiten Erhebungswelle hatte sich das Meinungsklima zu Ungunsten des Kärntner Landeshauptmanns geändert. Sowohl die explizite Ablehnung als auch die Forderung nach einem

Rücktritt legten in der öffentlichen Einschätzung massiv zu.⁷²

Die „Salzburger Nachrichten“ brachten Haiders Ausspruch auf die Kurzformel Arbeitsbeschaffung im „Dritten Reich“ war Kriegsvorbereitung. Von Anfang an forderten sie den Rücktritt als einzig mögliche Konsequenz.⁷³ Noch härter als mit Haider ging die Zeitung mit den Haider-Apologeten innerhalb der FPÖ ins Gericht. Haiders „historischer Unsinn (...) eskalierte (...) zum politischen Skandal, weil sich etliche Prominente aus der FPÖ bemüßigt fühlten, die überprüfbaren Fakten der Geschichte zu verharmlosen.“⁷⁴ Mit der Verteidigung Haiders durch Spitzenrepräsentanten aus den eigenen Reihen habe sich die FPÖ „in ganz Österreich als Partner in der Politik ausgeschaltet“, was so lange andauern werde, „solange Haider ihr Obmann ist. (...) Leute dieser Prägung sitzen im rechtsnationalen Eck und nicht auf dem Sessel eines Landeshauptmannes oder Ministers.“⁷⁵

Jörg Haiders Aussage vor dem Kärntner Landtag sei – so Hans Rauscher im „Kurier“ – „nicht der erste Ausspruch dieser Art, aber der bisher ärgste.“⁷⁶ Gefordert sei im Moment vor allem die Volkspartei, beziehungsweise „das ‚bürgerliche Lager‘ überhaupt. (...) Wie lange will man Österreich noch als Freigehege für Unverbesserliche wirken lassen?“⁷⁷ Rauscher deutete das Lob für die NS-Beschäftigung zum einen vor der Folie von Haiders Sozialisation,⁷⁸ zum anderen als dessen antithetischer Stellung zur Zweiten Republik überhaupt. „Jetzt steht Österreich vor seiner Bewährungsprobe: Ist NS-Gedankengut bei uns geächtet oder politischer Alltag?“ Bei der Beantwortung dieser (rhetorischen) Frage gebe „es kein ‚sozialistisches‘ und ‚nicht-sozialistisches‘ Österreich. Da gibt es nur mehr Demokraten und Anti-Demokraten.“⁷⁹ Rauscher erklärte aber Haiders Ausritt auch als Ausdruck einer spezifisch österreichischen Haltung zur Vergangenheit und einer diesbezüglich wenig sensiblen Öffentlichkeit.⁸⁰ „Waldheim und Haider sind nicht zu vergleichen. Aber ein Grundproblem – Österreichs unklares

⁶⁷ Harbich: *Einen Schlußstrich ziehen*. In: *Südos-Tagespost* vom 11. Mai 1983.

⁶⁸ Sperl: *Benyas Attacke*. In: *Südos-Tagespost* vom 18. Mai 1983.

⁶⁹ Vgl. Bailer, Brigitte: „Ideologische Mißgeburt“ und „ordentliche Beschäftigungspolitik“. *Rechtspopulistische Skandale*. In: *Affären*, S. 666–678.

⁷⁰ Zit. n. *Die Presse* vom 21. Juni 1991.

⁷¹ Vgl. IFES: *Ergebnisse einer Blitz-Telefonumfrage. Beurteilung von Haider-Aussagen zur „Beschäftigungspolitik im Dritten Reich“*. Wien 1991.

⁷² Vgl. IFES: *Beurteilung von Haider-Aussagen zur „Beschäftigungspolitik im Dritten Reich“*. *Ergebnisse einer*

Blitz-Telefonumfrage 2. Welle. Wien 1991.

⁷³ Vgl. Hermann: *Das Maß der Maßlosigkeit ist voll*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 14. Juni 1991.

⁷⁴ Hutter: *Mohrenwäscher legen die „guten Seiten“ Hitlers frei*. In: *Salzburger Nachrichten* vom 20. Juni 1991.

⁷⁵ Neureither: *Was ist los mit Österreich?* In: *Salzburger Nachrichten* vom 22. Juni 1991.

⁷⁶ Rau: *Die Entscheidung*. In: *Kurier* vom 15. Juni 1991.

⁷⁷ Rauscher: *Haider: Der Bann ist gebrochen*. In: *Kurier* vom 16. Juni 1991.

⁷⁸ Vgl. Rau: *Im Dritten Reich*. In: *Kurier* vom 13. Juni 1991.

⁷⁹ Rau: *Ende der Taktik*. In: *Kurier* vom 18. Juni 1991.

⁸⁰ Vgl. Rauscher, Haider.

Verhältnis zur NS-Zeit und ihrem Gedankengut – verbindet sie doch.⁸¹ Ähnlich den „Salzburger Nachrichten“ deutete der „Kurier“ die „ordentliche Beschäftigungspolitik“ als Vorstufe zum Zweiten Weltkrieg,⁸² erweiterte diesen Deutungsrahmen aber um die Dimension der nationalsozialistischen Massenmorde. „Die ordentliche Beschäftigungspolitik (...) führte zwangsläufig zum Krieg. Sie war sogar ganz bewußt auf den Krieg hin entworfen worden. Sie war Voraussetzung zum Verbrechen.“⁸³

Jörg Haider habe „sich einer Grenzverletzung schuldig gemacht, die auch in Österreich nicht mehr toleriert wird. (...) Seine Maßlosigkeit ist jetzt die Herausforderung, mit einer solchen Überwindung nicht wieder so lange zu warten. Und wenn die Anzeichen nicht trügen, dann wird diese Herausforderung auch angenommen.“⁸⁴ Die Beschäftigungspolitik der Nationalsozialisten wurde auch in der „Kleinen Zeitung“ als „in sich verbrecherisch“ bezeichnet, da jede „Maßnahme, und sei sie eine mit noch so positivem Anstrich gewesen, auf verbrecherische Ziele gerichtet war.“ Bereits „in der ersten Phase der Machtergreifung 1933“ wurde „mit der systematischen Ausmerzungen von Menschen jüdischer Herkunft im gesamten Berufs- und Kulturleben begonnen (...) – auch das war Teil der Beschäftigungspolitik.“ Die „Kleine Zeitung“ verwies primär auf den historischen Wissensstand bzw. das historische Wissen-wollen. „Viele unserer Mitbürger wissen nicht oder kaum Bescheid über die Hitler-Zeit. Sie können oder wollen nicht wahrhaben, daß das Hitler-Regime nicht etwa eines war, welches gelegentlich irgendwelche Untaten begangen hat, sondern daß dieses Regime in sich verbrecherisch gewesen ist.“⁸⁵

Am Beginn der Auseinandersetzung benannte „Die Presse“ die Haiderschen Ausführungen herunter spielend und kalmierend als „jüngster Ausrutscher“, „Zwischenfall“ und rhetorischen „Stolperstein“⁸⁶. Mit der vorerst apologetischen Blattlinie war es nachhaltig ab dem Zeitpunkt vorbei, als

Jörg Haider drohte, er werde im Falle einer strafrechtlichen Verfolgung österreichweit gegen die Justiz mobilisieren. Damit habe sich der hoch begabte Politiker „selbst ausgegrenzt. Er konnte weder Gedanken noch Wort mehr halten. Dabei ist nicht nur sein unsägliches Lob für die ‚Beschäftigungspolitik‘ des Nationalsozialismus gemeint. Mindestens so schwer wiegt die nicht weniger spontan erfolgte Ankündigung, er werde (...) ‚die Menschen gegen die Justiz mobilisieren‘. (...) Es ist ein Selbstreinigungsprozeß des demokratischen Staatswesens in Gang gekommen.“ Haiders Verhalten qualifizierte „Die Presse“ – rhetorisch als Frage verpackt – als „eine Art blauer Neofaschismus“⁸⁷.

Die „Kronen Zeitung“ verwendete durchgehend die Muster apologetischer Bagatellisierung⁸⁸ und Täter-Opfer-Umkehr⁸⁹. „Seit der sogenannte Fall Haider von einer schon wieder außer Rand und Band geratenen Jagdgesellschaft dermaßen zur hochpolitischen Sensation aufgeblasen wird, steht ja wohl fest, daß auch in Zukunft gültig sein wird, was schon bei der Kampagne gegen Waldheim zu erkennen gewesen war: Wer immer der unbedarften Blase unserer selbsternannten ‚Fortschrittlichen‘ nicht zu Gesicht steht, wird der Einfachheit halber als Nazi verteufelt.“⁹⁰ Hitler konnte zwar „die Arbeitslosigkeit beseitigen“, es sei aber zu berücksichtigen, dass er dadurch „den Krieg vorbereitete.“ Da es ein „halbes Jahr nach der Annexion Österreichs (...) in der nunmehrigen ‚Ostmark‘ praktisch keine Arbeitslosigkeit mehr gegeben“ habe, habe „Haiders Äußerung also gewissermaßen ihre Berechtigung.“⁹¹ Unter dem Motto „So schlecht kann das ‚Dritte Reich‘ nicht gewesen sein“, verwies die „Kronen Zeitung“ auf Gesetzeskontinuitäten zwischen Nazi-Deutschland und der Zweiten Republik. „Tatsächlich ist 1945 der gesamte [sic!] Rechtskomplex aus dem Hitlerreich gewissermaßen pauschal in die österreichische Gesetzgebung hineingenommen worden“, was die Beispiele Kirchsteuer, Eherecht, Arbeitnehmerschutz und andere

⁸¹ Rauscher: *Die Möglichkeit eines Neubeginns*. In: *Kurier* vom 23. Juni 1991.

⁸² Vgl. Rau: „Ab 1935 Rüstungskonjunktur“. In: *Kurier* vom 20. Juni 1991.

⁸³ Rau, *Reich*.

⁸⁴ Wimmer: *Die Überwindung der Wurstigkeit*. In: *Kleine Zeitung* vom 15. Juni 1991.

⁸⁵ Vorhofer: *Er hat Österreich, der FPÖ und sich selbst geschadet*. In: *Kleine Zeitung* vom 16. Juni 1991.

⁸⁶ Chorgherr: *Zweimal Österreich*. In: *Die Presse* vom 15./16. Juni 1991.

⁸⁷ Chorgherr: *Der Selbstausgrenzer*. In: *Die Presse* vom 17. Juni 1991.

⁸⁸ Vgl. Kindermann: *Die SPÖ-„Stärke“*. In: *Kronen Zeitung*

vom 16. Juni 1991. Staberl: *Vor und nach dem Zwischenruf*. In: *Kronen Zeitung* vom 19. Juni 1991.

Staberl: *Rotschwarz zum letzten Gefecht*. In: *Kronen Zeitung* vom 21. Juni 1991. Staberl: *Gesetze aus dem Dritten Reich*.

In: *Kronen Zeitung* vom 23. Juni 1991. Staberl: *Religionspolitik im Dritten Reich*. In: *Kronen Zeitung* vom 24. Juni 1991.

⁸⁹ Vgl. Gnam: *Haiders Fehler*. In: *Kronen Zeitung* vom 18. Juni 1991. Staberl, *Zwischenruf*; Staberl, *Rotschwarz*.

⁹⁰ Staberl: *Respektvolle Anteilnahme*. In: *Kronen Zeitung* vom 22. Juni 1991.

⁹¹ Staberl: *Wo es niemals Arbeitslosigkeit gab*. In: *Kronen Zeitung* vom 20. Juni 1991.

untermauern sollten.⁹²

Die AZ und mit ihr die SPÖ waren 1991 – wie schon im Rahmen der Auseinandersetzung um Waldheim⁹³ – in der komfortablen Lage, den Antifaschismus kompromisslos, ohne Verrenkungen und Rücksichten auf NS- und SS-Vergangenheiten im eigenen Umfeld oder einschlägig qualifizierende Mitgliedschaften in einem Mordkommando ausleben zu können.⁹⁴ In diesen Tagen habe „eine andere innenpolitische Zäsur stattgefunden. Der Verwilderung der Sprache, der NS-Verharmlosung, der Radikalisierung der einen Seite setzte die andere eine noch nie dagewesene Kompromißlosigkeit entgegen. Die katholische Kirche, fast alle Medien, alle Parteien mit Ausnahme der“⁹⁵ an anderer Stelle als rechtsextrem qualifizierten FPÖ⁹⁶, „die Regierung mit dem authentisch empörten Bundeskanzler an der Spitze. (...) Ein neues Lager ist entstanden, ein demokratisches. Konservative Politiker und Zeitungen grenzen sich mit Schärfe von jeglicher Liebäugelei mit Haider ab“. Dem SP-Vorsitzenden Vranitzky wurde in diesem Zusammenhang attestiert, dieser wolle „mit jenem opportunistischen Augenzwinkern brechen, das es auch in seiner Partei nach 1945 immer wieder gegeben hat“⁹⁷ – und das die AZ durch Jahrzehnte publizistisch abgefedert hatte. Wie schon „Salzburger Nachrichten“ und „Kurier“ betonte auch die AZ, Arbeitsbeschaffung unter den Nationalsozialisten habe es vor allem in der Rüstungsindustrie gegeben und diese diene der Vorbereitung eines – was wiederholt betont wurde – verbrecherischen Krieges. „Und was war die ordentliche Beschäftigungspolitik unter Hitler? Zunächst gab es Arbeit in der Rüstungsindustrie Nazideutschlands. Die brauchte man für den Beginn eines verbrecherischen Eroberungsfeldzuges. An der Front in Polen, in Russland [sic!], in Frankreich und anderswo gab es dann bekanntlich massenhaft Beschäftigung.“⁹⁸ Es sei – so der damalige Chefredakteur Peter Pelinka – „zynisch“, die Kriegsvorbereitung „als (...) ‚gute‘ Periode der Nazi Herrschaft von der späteren ‚bösen‘ abtrennen zu wollen. Ohne diese spezifische ‚ordentliche Beschäftigungspolitik‘ hätte es keinen Holocaust gegeben, der auf diese Weise Arbeitsmarktpolitik betrieb: Durch den Tod von Millionen auf

Schlachtfeldern und in Bombenkellern, durch die Eingliederung von Zwangsarbeitern, dadurch daß halb Europa in Schutt und Asche gelegt und danach wiederaufgebaut werden mußte.“⁹⁹

2.4. Zwischenresümee

1. Der Hinweis auf die nationalsozialistischen Vergangenheiten von insgesamt fünf Ministern der ersten von Bruno Kreisky geführten Bundesregierung stieß in der via Tageszeitungen veröffentlichten Meinung auf kategorische Ablehnung. Wenn mediale Kritik geäußert wurde, dann zum einen, dass die(se) Vergangenheit(en) überhaupt Thema sei(en), zum anderen an der SPÖ, der vorgehalten wurde, auch – oder gerade sie – habe genau das selbe in der Vergangenheit ausgiebig praktiziert. Somit wurden die jeweiligen Debatten gewissermaßen auch als Strafe für die Sozialisten gedeutet.
2. Fast dasselbe Muster bot die untersuchte Medienszene 1975, als Simon Wiesenthal nach der Nationalratswahl Friedrich Peters SS-Vergangenheit bei einer Mordbrigade publik machte. Die AZ folgte wiederum der Ablenkungsstrategie und deutete das Publikwerden von Peters Vergangenheit als Verschwörung von konservativ-reaktionären Finsterlingen gegen die SPÖ. „Salzburger Nachrichten“, „Die Presse“ und die „Kronen Zeitung“ verwahrten sich heftigst dagegen, dass Wiesenthal Peters Vergangenheit veröffentlichte, wobei „Die Presse“ und „Kronen Zeitung“ Wiesenthal zum einen für den Antisemitismus, zum anderen für Freisprüche von potentiellen Kriegsverbrechern verantwortlich machten. Wie schon 1970 erfuhr Kreisky von Seiten der „Südost-Tagespost“ explizites Lob für seine Forderung nach einem Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit. „Südost-Tagespost“, AZ, „Die Presse“, die „Kronen Zeitung“, die „Salzburger Nachrichten“ und teilweise auch die „Kleine Zeitung“ argumentierten also in einer Tradition und Kontinuität wie bei der Debatte über das erste Kabinett Kreiskys. Unterschiede

⁹² Staberl, *Gesetze*.

⁹³ Vgl. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 200-210.

⁹⁴ Zu berücksichtigen ist allerdings, dass sich Manfred Scheuch als parteipolitisch motivierter Vergangenheitsapologet aus der Chefredaktion zurückgezogen hatte und eine neue Generation wie Herbert Lackner, Georg Hofmann-Ostenhof oder Peter Pelinka die Blattlinie wesentlich prägten.

⁹⁵ Pelinka: *Zwei Rückzüge*. In: *Neue AZ* vom 22. Juni 1991.

⁹⁶ Vgl. GHO: *Haiders Ordnung*. In: *Neue AZ* vom 14. Juni 1991.

⁹⁷ Pelinka, *Rückzüge*.

⁹⁸ GHO, *Ordnung*.

⁹⁹ Pelinka: *Die Polarisierung ist perfekt*. In: *Neue AZ* vom 15. Juni 1991.

lassen sich 1975 teilweise bei der „Kleine Zeitung“ und ganz massiv beim „Kurier“ fest machen. Für beide Blätter (vor allem für den „Kurier“) war Friedrich Peter mit dieser Vergangenheit politisch untragbar. Heftige Kritik übten sie an der SPÖ beziehungsweise ad personam an Bundeskanzler Kreisky. Der „Kurier“ war 1975 übrigens die einzige der hier untersuchten Tageszeitungen, die ohne Wenn und Aber Wiesenthals Enthüllungen für legitim hielt.

3. Publizistische Verteidiger hatte Friedrich Peter 1983 nur mehr bei der „Presse“ und der „Kronen Zeitung“, wobei diese aber alles in allem eher verhalten agierten. Umso heftiger polemisierten beide Blätter gegen jene, die die Vergangenheitsdebatte zur publizistischen Agenda machten. Dieser Gleichschritt zwischen „Krone“ und „Presse“ war übrigens kein Zufall, sondern lässt sich diesbezüglich allgemein konstatieren. Zum Teil stark negativ war die Bewertung von Peters möglicher Kandidatur zum Dritten Nationalratspräsidenten bei den „Salzburger Nachrichten“, der „Kleinen Zeitung“ und beim „Kurier“. Die AZ und hier wiederum Manfred Scheuch im Besonderen, frönten wie schon 1970 und 1975 obskurer Verschwörungstheorien und die „Südost-Tagespost“ polemisierte erneut gegen die SPÖ, wobei die negative Bewertung Friedrich Peters durch Chefredakteur Sperl – wohl auch eine Folge des sich anbahnenden Generationswechsels auf Chefredakteurebene – durchaus als Novum zu interpretieren ist.

4. Als Jörg Haider im Juni 1991 im Kärntner Landtag die Beschäftigungspolitik im „Dritten Reich“ als eine „ordentliche“ bezeichnete, hatte er nur mehr in der „Kronen Zeitung“ eine allzeit getreue Verteidigerin. Für die übrigen untersuchten Tageszeitungen – die „Südost-Tagespost“ war 1987 eingestellt worden – hatte er sich mit dieser Aussage endgültig disqualifiziert und aus dem politischen Rennen genommen. Erstmals – sieht man wiederum von der „Kronen Zeitung“ ab – wurde das NS-Regime konsequent als verbrecherisch bezeichnet. Auch das ist als Bruch in der Tradition von medial geführten Vergangenheitsdebatten zu deuten.

5. Man kann die drei analysierten (vergangenheits)politischen Affären aber auch nach der Dimension analysieren, wie sehr die Vergangenheitsdiskussion in den (untersuchten) Medien überhaupt angenommen wurde. Hier sieht man auf den ersten Blick, was die siebziger und teilweise auch die frühen achtziger Jahre betrifft, ein Paradoxon. Wenngleich die Vergangenheitsdebatten von den (oder zumindest von einem Großteil der analysierten) Tageszeitungen teilweise massiv und verbal

Das „Gedankenjahr“ 2005 – ein Jahr, „das mit Jubel begann“ und „im Katzenjammer“ endete.

nicht wenig aggressiv zurückgewiesen wurden, wurden sie genau von diesen Medien geführt. In den achtziger und neunziger Jahren

dünnt die „Verhindererfraktion“ zunehmend aus, was auf der einen Seite mit einer „Jetzt ist der Rubikon überschritten“-Argumentation ob einschlägiger NS- oder SS-Vergangenheiten beziehungsweise ebenso einschlägiger verbaler Entgleisungen, auf der anderen Seite aber auch mit einer intensiveren Thematisierung des verbrecherischen Charakters des NS-Regimes verknüpft ist.

3. Das „Gedenkjahr“ 2005¹⁰⁰ – drei Beobachtungen

Im „Kurier“ deutete Anneliese Rohrer das „Gedenkjahr“ als ein „Jahr, das mit Jubel begann“ und „im Katzenjammer“ endete. „Allein, einen Gewinner dieses Jahres gibt es doch: Die Zeitgeschichte. Die Fixierung auf 1938-1945 wurde geschwächt, das Bewusstsein für die Zeit nach 1944 gestärkt. Nicht viel, aber immerhin. Österreich hätte sich allerdings mehr verdient.“¹⁰¹ Alfred Payrleitner lobte ebenfalls im „Kurier“ an der Ausstellung im Oberen Belvedere, diese „ging von der Grundeinstellung aus, dass es sinnlos ist, einen permanenten Zivilprozess gegen Teile der eigenen Vergangenheit zu führen – sondern dass man das, was war, möglichst klar und mit allen Verwurzelungen darzustellen hat.“¹⁰² Damit bringen Rohrer und Payrleitner den Sukkus der Gedenktrias 1945–1955–1995 auf den Punkt. 2005 war tatsächlich die Entsorgung des Natio-

¹⁰⁰ Vgl. auch Maimann, Helene: *Was bleibt. Schreiben im Gedenkjahr*. Wien 2006.

¹⁰¹ Rohrer: *Was vom Tage übrig blieb*. In: *Kurier* vom 26. Oktober 2005.

¹⁰² Payrleitner: *Ein Erfolgstrio startet durch*. In: *Kurier* vom 25.

Februar 2006. Für den Hinweis auf die zwei Zitate darf sich der Verfasser bei Heribert Schiedel (Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes) herzlich bedanken.

nalsozialismus aus dem Geschichtsbewusstsein auf offizieller und offiziöser Ebene nicht nur angesagt, sondern wurde auch dementsprechend praktiziert.¹⁰³

Beobachtung I:

Alles Retro – Die neue Rotzigkeit I

Betrachtet man den Mediendiskurs zu „Kriegsende“ und „Staatsvertrag“ bis in die achtziger Jahre, so wurde der Abschluss des Staatsvertrags als „Befreiung von den Befreiern“ apostrophiert. „Befreiung von den Befreiern“ war keineswegs ironisch gemeint, sondern meinte einen bruchlosen siebzehnjährigen Opferstatus Österreichs; als Opfer der untätigen Westmächte, als Opfer Nazi-Deutschlands und schließlich als Opfer der alliierten Besatzer. Dadurch wurden Nationalsozialismus und alliierte Besatzung unter dem Topos der Unfreiheit mehr oder weniger als ein- und dasselbe Phänomen interpretiert. In diesem Zusammenhang ist die Formulierung keineswegs übertrieben, die Unfreiheit Österreichs habe überhaupt erst mit der alliierten Besetzung begonnen.

1995¹⁰⁴ begann sich zumindest partiell durchzusetzen, das Jahr 1945 als Jahr der Befreiung vom Nationalsozialismus durch die Alliierten zu deuten.¹⁰⁵ Im Kontext der medialen Erinnerungsarena 2005, wurde der Aspekt der Befreiung 1945 durch die Alliierten wiederum zunehmend ausgeblendet und der der endgültigen Freiheit 1955 erneut zum zentralen Topos.

Beobachtung II:

Alles Retro – Die neue Rotzigkeit II

Eine der ersten nichtnazistischen Tageszeitungen, die 1945 erschien, war „Das Neue Österreich“, dessen Name das Programm bereits pointiert inkludierte. „Das neue Österreich“ suggerierte eine „Stunde Null“ und somit einen umfassenden Neubeginn. „Stunde Null“ und völliger Neube-

ginn waren bis in die achtziger Jahre dominante Topoi des historischen Selbstverständnisses öffentlicher und veröffentlichter Geschichtsdeutung. Was von der Fachwissenschaft Stück für Stück korrigiert und entmystifiziert wurde, sprich die Betonung von Kontinuitäten auf verschiedenen Ebenen, wurde im öffentlichen Diskurs erst – und wiederum nur partiell – in den neunziger Jahren rezipiert.

Die vom Steiermärkischen Landesarchiv ausgerichtete Ausstellung „Die Neue Steiermark. Unser Weg 1945-2005“ war wiederum – wie auch „Das neue Österreich“ – Titel und Programm zugleich.¹⁰⁶ Sieht man von der Beliebigkeit, der Unverbindlichkeit und den teilweisen sagenhaften Ausblendungen der Ausstellung einmal ab, so war in diesem Fall besonders peinlich, dass die Inhalte nicht von einem (zwangsvergatterten) Redakteur präsentiert wurden, sondern von hauptberuflich damit befassten Historikerinnen und Historikern. Die vorgeschichtslose Geschichte der Steiermark wurde in dieser Ausstellung als einzige Erfolgsgeschichte, als fast schon teleologischer Erfolgsweg verkauft.¹⁰⁷

Ebenfalls den Topos „neu“ bemühte die räumlich und vom Umfang her imposante(re) Ausstellung im Oberen Belvedere „Das Neue Österreich“. Bemerkenswert daran war, dass zwar einerseits dem Nationalsozialismus – im wahrsten Sinne des Wortes – breiter Raum eingeräumt wurde, das optische Gestaltungselement – die durchgehende rot-weiß-rote Fahne – just in den Jahren 1938 bis 1945 nicht präsent war, somit der Nationalsozialismus mit Österreich (im Gegensatz zu anderen Ausstellungsinhalten) offensichtlich nichts zu tun hatte.

Auch das Nachrichtenmagazin „profil“, grundsätzlich für historische Fehlleistungen wenig anfällig, veröffentlichte 2005 eine Serie mit dem Titel „Die Stunde Null“.

¹⁰³ Diese Entsorgung wird mittlerweile auf parlamentarischer Ebene parteiübergreifend-konsensual fort- und umgesetzt. „Heuer entfällt die gemeinsame Sitzung von Nationalrat und Bundesrat plus Bundesregierung und wichtigen Figuren des öffentlichen Lebens zum Jahrestag der Befreiung des KZ Mauthausen am 5. Mai 1945. Zu viele Veranstaltungen während der EU-Präsidentschaft ist die von allen Parteien getragene Begründung.“ (= Rauscher: *Die Auslöschung von Hadersdorf*. In: *Der Standard* vom 11. April 2006.

¹⁰⁴ Vgl. auch Reiter, Margit: *Konstruktion(en) der Vergangenheit. Am Beispiel der Rede von Bundespräsident Klestil und FPÖ-Obmann Haider zum 50. Geburtstag der Republik Österreich*. In: *Zeitgeschichte*, 11,12/1997. S. 388-403.

¹⁰⁵ Vgl. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 478-513.

¹⁰⁶ Vgl. *Die Neue Steiermark. Unser Weg 1945-2005*. Hg. v. Josef Riegler. Graz 2005.

¹⁰⁷ Dass man auch einen durchaus kritischeren Blick auf das Bundesland werfen kann, belegt die vom Landesmuseum Joanneum ausgerichtete Ausstellung „Wo keine Steiermark, da kein Österreich“. Pikanterweise sah sich der wissenschaftliche Leiter (nicht der Ausstellung, sondern des Landesmuseums) im Rahmen der Eröffnung veranlasst zu betonen, er stünde voll und ganz hinter *diesem* Projekt. Vgl. Binder, Dieter A. [u. a.]: *Die Steiermark auf Bewährung 1945-1959. Eine mögliche Bildergeschichte*. Graz 2005.



Beobachtung III:

Die neue Rotzigkeit III – Geschichte als Event

Auf Anregung des Bundeskanzleramtes machten sich der SP-affine Bundestheater-Holding-Chef Georg Springer und der nicht wirklich VP-ferne Leiter der ORF-Hauptabteilung „Planung und Koordination“ Wolfgang Lorenz ans Nachdenken und kreierten den Neologismus „25 peaces“, also ein pluralisierte Mischung aus peace und piece.¹⁰⁸ Quantifiziert man die Interventionen im öffentlichen Raum, so schrieben diese den Opferstatus von Land und Leuten nahtlos – und in der übelsten – Tradition fort.

Schon die ersten zwei Projekte zeigten an, wohin die Reise führen werde. „Peace eingemauert“ und „Peace zerstört“ fokussierten „Vernichtung und Auslöschung durch den Krieg. Als zeitliche Markierung dient der 12. März, an dem Wien im Jahr 1945 die stärksten Bombardements erlebte.“¹⁰⁹

Was allen historisch zuordenbaren „peaces“ gemein ist, ist die Klammer Opfer gewesen zu sein – Opfer des Kriegs (und nicht etwa des Nationalsozialismus), Opfer des Hungers, Opfer der alliierten Besatzer usw. Gerade die Verknüpfung und die Verkürzung von mehr oder minder plausiblen Daten mit dem Kriegsende lässt den Nationalsozialismus außen vor, klammert ihn aus und beto-

niert somit eine Sichtweise, die die österreichische Geschichtswahrnehmung von der anderer Staaten fundamental unterscheidet. Das, was „25peaces“ (und nicht nur diese) mit dem Mai 1945 assoziativ verknüpfen, war nämlich ausschließlich das Ende des Krieges und nicht etwa das Ende des Naziregimes.

4. Gedenken ohne Adressaten

„Österreich 1945 bis 1975 ist ja wesentlich auch dies: eine Verdrängungsgemeinschaft, in der man die nahe Vergangenheit verdrängte, wie man in der Ersten Republik die Erinnerung an das alte Reich verdrängte. Für diese Verdrängung müssen heute und morgen unsere politischen Parteien bezahlen; und es bezahlen, ohne es zu wissen, unsere in den Schulen unaufgeklärten jungen Generationen: Ohne Wissensbildung keine Gewissensbildung. Bei uns in Österreich kommt es auch deshalb zu wenig politischer Gewissensbildung, weil Wissensbildung zu wenig stattfindet“¹¹⁰, so der österreichische Historiker (und Moralist) Friedrich Heer.

Orientiert man sich am von Friedrich Heer apodiktisch behaupteten Zusammenhang von Wissen- und Gewissensbildung, so lohnt ein Blick auf das Interesse an der Wissensbildung auch – und gerade – vor dem Hintergrund, dass die Republik Österreich 2005 60 Jahre Kriegsende, 50 Jahre Staatsvertrag (und Abzug der Alliierten)¹¹¹ und 10 Jahre Beitritt zu Europäischen Union feierte¹¹².

Um das (Zeit-)Geschichteinteresse und -wissen der Österreicherinnen und Österreicher und vor allem der österreichischen Jugend ist es nicht wirklich gut bestellt. Halten wir uns in einem ersten Schritt an die Empirie:

– Im August 2004 präsentierte das Linzer Meinungsforschungsinstitut IMAS eine Studie zum Thema „65 Jahre nach dem Beginn: Der Zweite Weltkrieg entrückt der Erinnerung und dem Wissen.“ Die 16- bis 29jährigen lagen mit ihrem Geschichtswissen markant unter den zwei übrigen Altersgruppen. Im selben Maße wie sie markant schlechter historisch gebildet waren, sah sich diese Alterskohorte auch historisch weniger gut informiert. Dementsprechend weniger wichtig war es für sie, „über die

¹⁰⁸ Vgl. www.25peaces.at (eingesehen am 11. April 2006)

¹⁰⁹ Ebda.

¹¹⁰ Heer, Friedrich: *Auschwitz 1975*. In: *profil*, 6/1975. S. 40–42, hier S. 40.

¹¹¹ Vgl. Rauchensteiner, Manfred: *Der Sonderfall. Die Besatzungszeit in Österreich 1945 bis 1955*. Graz 1985 und

Stourzh, Gerald: *Um Einheit und Freiheit. Die Geschichte des österreichischen Staatsvertrages*. Graz [u. a.]⁴ 1996.

¹¹² Vgl. Gehler, Michael: *Der lange Weg nach Europa. Österreich vom Ende der Monarchie bis zur EU*, Bd. 1: Darstellung. Innsbruck [u. a.] 2002.

- Vorgänge um den Zweiten Weltkrieg möglichst gut Bescheid¹¹³ zu wissen.
- In einer im Auftrag des Bildungsministeriums durchgeführten Online-Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Fessel-GfK schafften es gerade einmal 64% der Jugendlichen, die bildhafte Darstellung der Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrages auch richtig zuzuordnen. Bemerkenswerte 29 Prozent, also ein knappes Drittel, wusste mit dem Bild, das eine der wenigen Ikonen der Zweiten Republik ist, nichts anzufangen. Was sowohl den Grad an Informiertheit als auch das selbst zugeordnete Interesse an der „jüngeren Geschichte Österreichs“¹¹⁴ betraf, liegen die Werte durchaus in Kontinuität zur eingangs zitierten IMAS-Studie.
 - Überhaupt schienen am Beginn des „Gedenkjahres“ kollektives Interesse, Bewusstsein und Wissen über die anstehende Gedenktrias 1945–1955–1995 begrenzt gewesen zu sein. Einer OGM-Umfrage zufolge hatten 55 Prozent der Österreicherinnen und Österreicher keine Ahnung davon, „dass 50 Jahre Staatsvertrag, das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 60 Jahren und zehn Jahre EU-Beitritt gefeiert werden. (...) Besonders schlecht informiert sind die Unter-30-Jährigen, von denen 72 Prozent keine Angaben machen konnten, welche historischen Ereignisse 2005 gefeiert werden.“¹¹⁵
 - Weder Kriegsende – so die Institutsdiktation – noch Staatsvertrag weckten wirkliches Interesse unter den Österreicherinnen und Österreichern: 53% der Befragten, so eine IMAS-Umfrage vom Februar 2005, verfolgen die Berichte und Diskussionen „mit eher geringer“ Aufmerksamkeit, wobei das historische Interesse eindeutig am Nachkriegsjahrzehnt lag. Wenig verwunderlich, dass lediglich 47% der

Befragten die Darstellung der „Kriegszeit“ als „sachlich und ausgewogen“ empfinden, 39% als „einseitig und verzerrt“¹¹⁶. Am Ende des „Gedenkjahres“ meinten – wiederum in einer IMAS-Umfrage – 45 Prozent „über die Kriegszeit“ werde „sachlich und ausgewogen“ berichtet, wohingegen „nur“ mehr 24 Prozent für „einseitig und verzerrt“ plädierten.¹¹⁷ Dieses Ergebnis ist in zweierlei Hinsicht interpretierbar. Einerseits könnte man es als Bewusstseinswandel, andererseits (unter Berücksichtigung des oben aufgestellten Befundes der „Entsorgung des Nationalsozialismus aus dem Geschichtsbewusstsein“) als „Erfolgsmeldung“ deuten. 1988 bewerteten die einschlägige Berichterstattung lediglich 22% der Befragten als „sachlich und ausgewogen“, 1995 waren es 31%, wobei in beiden Fällen eine deutliche Mehrheit der Beurteilung „einseitig und verzerrt“ zustimmte.¹¹⁸

- Dementsprechend bewertet ist auch der Terminus „Vergangenheitsbewältigung“. 1997 war der Begriff für 16% positiv, für 29 negativ besetzt¹¹⁹; fünf Jahre später bewerteten ihn 32% als „sympathisch“, 50 % als „wenig sympathisch“¹²⁰.

5. Zusammenfassung

1974 schrieb der Soziologe Bernd Marin, über „eine Gesellschaft erfahren wir vor allem auch dadurch, was in ihr alles *möglich* ist, was *tatsächlich vorkommt*. Was das mächtigste Printmedium des Landes über ‚Die Juden in Österreich‘ (...) zu sagen hatte und hat ist demnach zumindest ein Symptom“¹²¹. Es spricht nichts dagegen, Marins punktuellen Ansatz auf *die Medien* in toto auszuweiten.

¹¹³ IMAS: *65 Jahre nach dem Beginn: Der Zweite Weltkrieg entrückt der Erinnerung und dem Wissen* (= IMAS-Report, 15/2004). Im Internet:

http://www.imas.at/institut_report.htm (4. Jänner 2005).

¹¹⁴ Vgl. Fessel-GfK: *Jugend Online 2004*. Wien 2004 (bei Herrn Clemens Hüffel vom bm:bwk darf sich der Autor an dieser Stelle für die Überlassung der Datensätze herzlich bedanken). Vgl. auch Lackner, Herbert: „Wie es früher einmal war“. In: *profil*, 48/2004. S. 32.

¹¹⁵ N. N.: *Unbekanntes Jubiläumjahr*. Im Internet: derstandard.at (eingesehen am 10. Jänner 2005).

¹¹⁶ IMAS: *Jubiläen ohne historische Neugier* (= IMAS-Report, 2/2005). Im Internet:

http://www.imas.at/institut_report.htm (eingesehen am 10. März 2005).

¹¹⁷ IMAS: *Gedenkjahr '05 in der Rückschau* (= IMAS-Report 2/2006). Im Internet:

<http://www.imas.at/report/2006/02-01.pdf> (eingesehen am 15. März 2006)

¹¹⁸ Vgl. IMAS: *1938 im Rückspiegel*. Linz 1988 (= IMAS-Report, 7/1988) und Dass.: *Die Meinungsfurche des 2. Weltkrieges*. Linz 1995 (= IMAS-Report, 9/1995).

¹¹⁹ Vgl. IMAS: *Sprachmelodie '97: „Heimat“ hat höchsten Sympathiewert*. Linz 1997 (= IMAS-Report, 22/1997).

¹²⁰ IMAS: *Die Minusworte der Österreicher: Kernenergie, Genforschung, Streiks* (= IMAS-Report, 1/2002). Im Internet: http://www.imas.at/institut_report.htm (eingesehen am 10. März 2005).

Die StudienautorInnen merkten dazu an, der Begriff befinde sich in einer Liga mit „Konsumverzicht“, „Globalisierung“ und Ausländer.

¹²¹ Marin, Bernd: „Die Juden“ in der *Kronen-Zeitung. Textanalytisches Fragment zur Mythenproduktion 1974*. In: Bunzl, John und Marin, Bernd: *Antisemitismus in Österreich. Sozialhistorische und soziologische Studien*. Innsbruck 1983 (= Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 3). S. 89-169, hier S. 93.

Die mediale Geschichtsproduktion der oben analysierten Tageszeitungen zwischen 1945 und 1995 lassen verkürzt sich auf folgende Punkte bringen:¹²²

1. Verweigerungsdiskurs: Dieser ist ein Charakteristikum des medialen Geschichtsdiskurses bis zur (massiven) Auseinandersetzung um die Kriegs- und NS-Vergangenheit von Kurt Waldheim¹²³. Dieser Diskurstyp wurde zuvor einmal (partiell) durchbrochen, als nämlich 1983 Friedrich Peters Avancen zum Dritten Nationalratspräsident publik und veröffentlicht kontrovers debattiert wurden. Der Logik des Zurückweisens der Erwähnung der (individuellen) NS-Vergangenheit(en) konsequent folgend, wurde die Thematisierung kollektiver Vergangenheit(en) nicht nur nicht zurückgewiesen, sondern stand überhaupt nicht auf der publizistischen Agenda.
2. Vergangenheitsdiskurs als Gegenwartsdiskurs: Das Höchstmaß an historisch fundierter medialer Argumentationsführung ist für jene Fälle festzumachen, wo die SPÖ als „Opfer“ ihrer ureigensten Methode, nämlich einschlägige Vergangenheiten des politischen Gegners publik zu machen, „geoutet“ wurde. Das bedeutet, dass die Jahre nach 1945 im medial-historischen Diskurs nicht nur miteinbezogen wurden, sondern dass der Nationalsozialismus vor allem in den Jahren *nach* 1945 historisch verortet wurde.
3. Erosion(en) des Verweigerungsdiskurses: Analysiert man mediale Vergangenheitsdebatten auch unter dem Aspekt politischer Skandalisierung(spotentiale), so war die Affäre Frischenschlager-Reder¹²⁴ 1985 auf der personalisierten Ebene eindeutig eine „Wasserscheide“.
4. Vergangenheitsdiskurs als Ablenkungsdiskurs: Nicht nur die Schule, auch – frei nach Maria Theresia – die Geschichte ist allemal ein (Partei-)Politikum, was sich sowohl am Beispiel „Arbeiter-Zeitung“ als auch „Südost-Tagespost“ nachweisen lässt. Gemeint ist damit, dass historisch-politische Interpretationen in der medialen Arena zumeist parteipolitischen Vorgaben entsprachen. Die AZ argumentierte, in der medialen Gegenoffensive mit den Epitheta „Austrofaschismus“ und „Bürgerblock“, das ÖVP-Pendant kommunizierte, die Volkspartei lehne NS-Debatten grundsätzlich ab und – als Integrationsdiskurs – innerhalb der VP gebe es

Auf der einen Seite positionierten sich Blätter wie die „Salzburger Nachrichten“, „Kurier“ und – teilweise – „Kleine Zeitung“ und „AZ“, wo die medialen (Geschichts-)Diskurse einerseits nicht mehr auf der Ebene der Gegenwart abgeführt wurden, andererseits auch partiell die Frage nach der kollektiven Vergangenheit aufs Tapet gebracht wurde. Auf der anderen Seite verharteten „Die Presse“, die „Kronen Zeitung“ und die 1987 eingestellte „Südost-Tagespost“ in der Verweigerungshaltung, die auch bezüglich der Debatten über Kurt Waldheim und Jörg Haider grosso modo so nachzuzeichnen ist.¹²⁵ Holt man allerdings zeitlich ein wenig weiter aus, so waren die Ausstrahlung der US-Fernsehserie „Holocaust“¹²⁶ im März 1979 und die Debatte über den überraschenden Wahlerfolg des Neonazis Norbert Burger bei der Präsidentschaftswahl 1980¹²⁷ schon erste Indikatoren dafür, dass ein „Ende der Gemütlichkeit“, sprich ein Aufweichen der bis dahin – abgesehen vom „Kurier“ – fast durchgehend betriebenen und oben exemplarisch beschriebenen publizistischen Strategien, angezeigt war.

¹²² Das Folgende nach Wassermann, *Vergangenheit*, S. 542-555.

¹²³ Vgl. Gehler, Michael: „...eine grotesk überzogene Dämonisierung eines Mannes...“ *Die Waldheim-Affäre 1986-1992*. In: *Affären*, S. 614-665. Ders.: *Die Affäre Waldheim: Eine Fallstudie zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in den späten achtziger Jahren*. In: *Österreich im 20. Jahrhundert*, Bd. 2: *Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart*. Hg. v. Rolf Steininger und Michael Gehler. Wien [u. a.] 1997. S. 355-414. Gruber, Helmut: *Antisemitismus im Mediendiskurs. Die Affäre „Waldheim“ in der Tagespresse*. Wiesbaden 1991. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 171-230. Wodak, Ruth [u. a.]: *Wir sind*

alle unschuldige Täter. *Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus*. Frankfurt aM 1990.

¹²⁴ Vgl. Tretler, Heidi: *Der umstrittene Handschlag. Die Affäre Frischenschlager – Reder*. In: *Affären*, S. 592-613 und Wassermann, *Vergangenheit*, S. 130-170.

¹²⁵ Vergegenwärtigt man sich die antisemitischen Untertöne der ÖVP im Zusammenhang mit der Präsidentschaftswahl 1986, so sind die zumindest punktuell differenzierten Artikel im Organ der steirischen Volkspartei besonders hervorzuheben – ein Umstand, der sich für die „Arbeiter-Zeitung“ nicht nachweisen lässt.

¹²⁶ Vgl. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 294-348.

¹²⁷ Vgl. ebda, S. 349-373.

personenbezogene Diskussionen über NS-Ver-gangenheiten überhaupt nicht.¹²⁸

5. Österreich als Opferreich: Allein die Analyse der Relationen von fünf historischen Daten macht deutlich, wie sehr Land und Leute im Rahmen eines denkbar breiten, obwohl keineswegs konsequenten Opferbegriffs gedeutet wurden.¹²⁹ Von den fünf Längsschnitten über-ragte der „Anschluß“ die übrigen bei weitem, gefolgt vom Kriegsende und dem Staatsvertrag. Diese drei Daten konstruieren in der Gesamt-schau den bereits erwähnten 17 Jahre währen-den Opferstatus Österreichs, der vor allem unter dem Begriff „Unfreiheit“ medial subsu-miert wurde. Der mediale Diskurs eines unre-flektiert konstruierten historisch homogenen „Blocks“ zwischen 1938 und 1955 insinuiert bei Tätern, Mittätern und Zuschauern das

Bewusstsein, zumindest einmal Opfer gewesen zu sein.

6. Die mediale Gedenkproduktion im Jahr 2005 wurde bereits weiter oben gestreift. Hinzuzufü-gen wäre noch der Umstand, dass ein hohes Maß an „Lustlosigkeit“ und inhaltlicher Inho-mogenität für die Tageszeitungen zu konstatie-ren ist. Die Medienproduktion der früheren „runden Jahreszahlen“ präsentierte – bei aller Kritikwürdigkeit – zumindest die Vorstellung von Geschichte als Prozess, als Ineinandergrei-fen von externen Umständen und Personen, als ein chronologisch geordnetes Vorher und Nachher. Was 2005 präsentiert wurde, war ein Sammelsurium von dekontextualisierten Ver-satzstücken, die Geschichte lediglich als punk-tuelles Ereignis, nicht aber als Prozess(e) deute-ten.

Heinz P. Wassermann (1964)

Mag. Dr., Studium der Betriebswirtschaftslehre, Geschichte und Sozialkunde, Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Diplom 1991, Promotion 1999. Mitarbeiter am Studiengang Journalismus und Unternehmenskommunikation der FH Joanneum in Graz.

¹²⁸ Die Gewichtung der Themen suggeriert möglicherweise, die Volkspartei habe diesbezüglich eine weiße Weste, was selbstredend blanker Unsinn wäre. In einem Interview mit den „Salzburger Nachrichten“ argumentierte Nationalratspräsident Andreas Khol in diese Richtung, indem er nach der Veröffentlichung einer einschlägigen Studie über die SPÖ sagte, die „ÖVP hat ihr kritisches Verhältnis zum Nationalsozialismus immer unter Beweis gestellt. Ich erinnere nur an Kärnten, wo der Brückenschlag zwischen den ehemaligen Parteigenossen und der Sozialdemokratie gelungen ist, während die ÖVP dort auf ihren Kernbestand reduziert wurde, weil sie dieses ‚Aggiornamento‘ mit den früheren Nationalsozialisten nicht gemacht hat. Die ÖVP ist also in dieser Frage in einer ganz anderen Situation: Diejenigen, die unsere Partei gegründet haben, kamen alle [!] aus dem KZ und dem Widerstand.“

(= Purger: „Platz eins ist realistisch.“ In: *Salzburger Nachrichten* vom 19. Jänner 2005.

Präsident Khol hätte sich diesbezüglich bei seinem Parteifreund Dieter Binder von der Universität Graz über die steirische Situation und das „Aggiornamento in weiß-grün“ aufklären lassen können.

Vgl. Binder, Dieter A.: *Steirische oder Österreichische Volkspartei?* In: *Volkspartei – Anspruch und Realität*. Hg. v. Robert Kriechbaumer und Franz Schausberger. Wien [u. a.] 1995 (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Salzburg, Bd. 2). S. 559-600. Ders.: *Von wildern Bergvölkern und dem schwierigen Umgang der Provinz mit der Metropole. In: Liebe auf den zweiten Blick. Landes- und Österreichbewußtsein nach 1945*. Hg. v. Robert Kriechbaumer. Wien [u. a.] 1998 (= Geschichte der österreichischen Bundesländer, Suppl.-Band). S. 129-139 und ders.: *Heimatsuchen. Versuche zur Kulturgeschichte eines Bundeslandes*. In: *Steiermark. Die Überwindung der Peripherie*. Hg. v. Alfred Ableitinger und Dieter A. Binder. Wien [u. a.] 2002 (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Salzburg, Bd. 6/7). S. 551-643.

¹²⁹ Untersucht wurden „Anschluß“, „Reichskristallnacht“, Kriegsbeginn, Kriegsende und der Abschluss des Staatsvertrages im Zeitraum 1946 bis 1995. Vgl. Wassermann, *Vergangenheit*, S. 405-541.

„Ein ganz anderer Ansatz?“

Leitfadengespräche mit Webkommunikatoren von
erinnerungskulturellen Internetangeboten

Dörte Hein

„So eine Seite, die kann einen ganz anderen Ansatz bieten und die Leute [...] in die Zeit hineinversetzen und ihnen die Möglichkeit geben, sich zu überlegen, was hätten sie damals gemacht, wie hätten sie damals gedacht oder wie wirkt es auf jemand, der in den 70er geboren wurde und einfach den Bezug nicht hat, den meine Eltern und Großeltern dazu haben.“¹

1. Problemstellung

Mit dem nahenden Ende lebensgeschichtlicher Erinnerungen an Nationalsozialismus und Holocaust² wird die kulturelle und mediale Vermittlung und Kodierung erinnerungsspezifischen Wissens bedeutsamer. So bemüht sich die offizielle, „staatlich induzierte Gedächtniskultur“³ um möglichst angemessene Formen des kollektiven Gedenkens. Auch massenmedialen Deutungsmustern kommt, betrachtet man deren Wirkmächtigkeit, ein hoher Stellenwert zu, sei es zur Kontextualisierung historischer Situationen oder als „Füllmaterial für die Leerstellen in den Erzählungen“.⁴ Bei aller berechtigter Kritik am Format des „Histotainment“, der Suggestion von nur scheinbarer Authentizität und der auf Einschaltquoten und Reichweite ausgelegten Produktions-

weise – massenmediale Darstellungen scheinen sich von „künstlichen Erinnerungsorten“⁵ sowie den absichtsvoll-didaktischen und ritualisierten Formen der Erinnerungskultur abzuheben und eben darum auch die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu befördern.⁶ Wenn wir nun weiterhin davon ausgehen, dass sich, je nachdem, welches Medium bei der Rekonstruktion von Vergangenheit im Vordergrund steht, unterschiedliche Muster zeigen, ist nun die zentrale Frage, welche Vermittlungs- und Erinnerungsformen sich mit dem Internet herauskristalisieren. In welcher Weise also werden gespeicherte Gedächtnisinhalte im Internet konstruiert? Realisiert sich damit, wie die eingangs zitierte Interviewpassage nahe legt, ein alternativer Ansatz? Zunächst lässt sich die Spezifik der Kommunikation im World Wide Web auf die technisch-medialen Besonderheiten des Mediums zurückführen, was gleichermaßen auch Konsequenzen für die Zugangs- und Aneignungsbedingungen auf der Nutzerseite hat. Interaktivität, Multimedialität, Individualisierung und die Veränderung von örtlichen und zeitlichen Rezeptionsbedingungen sind für den Zusammenhang von Internet und Erinnern entscheidende Ansatzpunkte.⁷

Einem weiten und der gedächtnistheoretischen Perspektive offen stehenden Medienbegriff zuzufol-

¹ Weiland, Karl Friedrich (Interview 21. März 2006, Berlin).

² Wiewohl die Begriffe „Holocaust“ und „Shoah“ aus unterschiedlichen Traditionszusammenhängen entstammen und auf verschiedene Bedeutungen verweisen, werden sie meist synonym gebraucht und füllen „seit den späten 70er Jahren eine Leerstelle aus: es ist im Deutschen kein eigener Begriff entstanden, der den nationalsozialistischen zynischen Euphemismus Endlösung der Judenfrage ersetzt“, Heil, Johannes: *Shoah*. In: Benz, Wolfgang (Hg.): *Lexikon des Holocaust*. München 2002, S. 215. Akzeptanz und Verfestigung fand der Begriff „Holocaust“, trotz aller Hinweise auf die Problematik des Gebrauchs, durch die gleichnamige Fernsehserie von 1979 sowie die Verwendung in historischen Standardwerken und zur Bezeichnung von Museen und Gedenkstätten wie etwa dem „Holocaust Memorial Museum“, vgl. Heil, Johannes: *Holocaust*. In: Benz, Wolfgang (Hg.): *Lexikon des Holocaust*. München 2002, S. 100-101.

³ Kittsteiner, Heinz Dieter: ‚Gedächtniskultur‘ und *Geschichtsschreibung*. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.):

Gedächtnispolitik. Eine kritische Zwischenbilanz. Berlin 2003, S. 18.

⁴ Welzer, Harald / Moller, Sabine / Tschugnall, Karoline: *„Opa war kein Nazi“: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt/M. 2002, S. 109.

⁵ Kittsteiner, *Gedächtniskultur und Geschichtsschreibung*, S. 18.

⁶ Obwohl sie flüchtige Bilder einer nachinszenierten Wirklichkeit konstruierten, hätten fiktionalisierte Geschichten eher zu einer Bereitschaft geführt, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen als Dokumentationen oder wissenschaftliche Abhandlungen, vgl. Bartov, Omer: *Der Holocaust. Von Geschehen und Erfahrung zu Erinnerung und Darstellung*. In: Rosmarie Beier (Hg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*. Frankfurt/M. und New York 2000, S. 110-111.

⁷ Vgl. ausführlich dazu Hein, Dörte: *Mediale Darstellungen des Holocaust. Zum World Wide Web und zu seiner Disposition als Gedächtnismedium*. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte (JbKG)*. Band 7 2005, S. 176-196.

ge konstituieren sich Medien des kollektiven Gedächtnisses auf mehreren Ebenen.⁸ Die zugrunde liegenden, semiosfähigen *Kommunikationsinstrumente*, wie mündliche Sprache, Schrift, Bild oder Ton, ermöglichen die Externalisierung gedächtnisrelevanter Informationen. Durch die entsprechenden *Medientechnologien* können Gedächtnisinhalte in räumlicher Hinsicht verbreitet und in zeitlicher Hinsicht gespeichert und somit tradiert werden. Kulturelle Objektivierungen, also die konkreten *Medienangebote* und ihre Gestaltung – Fotos, Archive und das World Wide Web gleichermaßen – bieten Anlässe zur rezipientenseitigen Konstruktion von Erinnerungen. Die *Sozialdimension* schließlich umfasst die soziale Trägerschaft des Gedächtnisses, also zum einen die Institutionen der Überlieferung und Vermittlung und zum anderen diejenigen, die das Gespeicherte abrufen.

Um erstere geht es in diesem Beitrag. Die Rahmung und Funktionalisierung der Medien seitens der Anbieter der Websites, also der Online-Kommunikatoren (oder Webkommunikatoren), als „Entscheidungsträger, die für Gestaltung und Inhalt des jeweiligen WWW-Angebots verantwortlich sind“⁹ steht dabei im Mittelpunkt. Anhand ausgewählter Interviewpassagen aus drei Experteninterviews soll der Entstehungskontext der Websites rekonstruiert und Erkenntnisse jenseits des sichtbaren Inhaltes des Medienproduktes generiert werden. Bei der Website <http://www.shoa.de> zum ersten handelt es sich um ein gemeinschaftlich verfasstes, informationsorientiertes Angebot, das sich vorrangig mit dem Holocaust, aber auch mit dem Nationalsozialismus generell beschäftigt. Betreut wird die Website, zu der Stefan Mannes als Experte befragt wurde, durch eine Interessenvereinigung. Das offizielle Webangebot der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen <http://www.gedenkstaette-sachsenhausen.de> zum zweiten wird von Horst Seferens, der als Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei der Brandenburgischen Gedenkstättenstiftung

tätig ist, inhaltlich betreut. Schließlich handelt es sich bei dem Internetportal <http://www.nationalsozialismus.de> um ein von einer Privatperson betreutes Verzeichnis zu Nationalsozialismus und Holocaust. Verantwortlicher Webkommunikator ist Karl Friedrich Weiland.¹⁰

Hier interessiert besonders das Selbstverständnis der Produzenten von spezifischen Webangeboten. Gefragt wird nach ihren Zielen und Motivationen, ebenso wie nach dem Anlass und der Zielgruppe, für die das Angebot konzipiert wurde. Die Anbieter verwalten die Schnittstelle zwischen dem Medium in seiner materiell-technischen Bedingtheit und dem Inhalt und können daher auch Auskunft darüber geben, wie mit dem medialen Potenzial zur Darstellung eines sensiblen Themas umzugehen ist. Wie stellt sich also Erinnerungskultur aus der Sicht der Anbieter dar und wie verorten sie ihre eigenen Angebote? Inwieweit ist bei den Websites von einer *produktionsseitigen Funktionalisierung*¹¹ als Medien des kollektiven Gedächtnisses auszugehen? Zunächst wird nach der quantitativen Verteilung der Websites zum Thema Holocaust gefragt, um diese im Sinne eines Überblicks zu systematisieren. Daran anschließend sollen ausgewählte Passagen aus den Experteninterviews erste empirische Einblicke auf deskriptiver Ebene ermöglichen. Die Interpretation ist dabei noch vorläufig. Sie zeigt Unterschiede und Besonderheiten im empirischen Material auf und soll als eine Art heuristisches Modell für die weitere Analyse des gesamten Materials dienen.

2. Quantitative Verteilung und Systematisierung der Websites

Die Definition einer Grundgesamtheit an Websites erweist sich aufgrund der nicht insgesamt erfassbaren Menge an Websites als schwierig. Zwar stehen Suchmaschinen und Linkkataloge zur Verfügung, jedoch weisen diese häufig bereits veraltete, nicht erreichbare oder tote Links

⁸ Vgl. Erll, Astrid: *Medium des kollektiven Gedächtnisses. Ein (erinnerungs-) kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff*. In: Erll, Astrid; Nünning, Ansgar: *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität*. Berlin 2004, S. 12-18. Dieser wurde in Anlehnung an den von Schmidt entwickelten ‚Kompaktbegriff‘ des Mediums entwickelt, vgl. u.a. Schmidt, Siegfried J.: *Medienkulturwissenschaft*. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera: *Konzepte der Kulturwissenschaft. Theoretische Grundlagen, Ansätze, Perspektiven*. Stuttgart 2003, S. 354-355.

⁹ Rössler, Patrick: *Online-Kommunikation. Beiträge zu Nutzung und Wirkung*. Opladen 1998, S. 98.

¹⁰ Die hier behandelten Experteninterviews wurden im Zeitraum von November 2005 bis März 2006 in Berlin und Oranienburg geführt.

¹¹ Von einer produktionsseitigen Funktionalisierung als Medium des Gedächtnisses ist dann auszugehen, wenn dem Medium seitens der Produzenten gedächtnismediale Qualitäten zugeschrieben werden, vgl. Erll, Astrid: *Medium des kollektiven Gedächtnisses. Ein (erinnerungs-) kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff*. In: Erll, Astrid; Nünning, Ansgar: *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität*. Berlin 2004, S. 17-19.

nach oder indizieren Websites überhaupt nicht.¹² Bei der Suche nach Websites stößt man außerdem auf Seiten identischen Inhaltes, die so genannten Mirror-Sites, die herauszufiltern sind. Die von den Suchmaschinen vorgenommene Listung der Sites schließlich folgt einer internen Logik, die nur wenig transparent gemacht wird. Daher geht es an dieser Stelle nicht um statistische Repräsentativität, sondern um die Abbildung von möglichst großer Heterogenität im Datenmaterial.¹³ Welche Wege stehen den Internetnutzern offen, um Informationen zum Holocaust im WWW abzurufen? Die gängigen Suchmaschinen sind – nicht zuletzt im Sinne der verfolgten Exploration des Themas – der offensichtlichste Zugang. Der Suchbegriff „Holocaust“ in der derzeit gängigsten Suchmaschine google (<http://www.google.de>) und die Einschränkung „Seiten auf Deutsch“ führte zu einer Liste der treffendsten Ergebnisse von insgesamt 782.¹⁴ Herausgefiltert wurden danach eine erhebliche Menge an Mirror Sites, toten Links sowie Angeboten, die keinen direkten inhaltlichen Bezug zum Holocaust hatten. Die so zustande gekommene Liste umfasst schließlich 105 Websites (n=105).¹⁵ Als Strategie der bewussten Auswahl von Untersuchungseinheiten wurde darauf folgend das „theoretical sampling“, eine Methode zur systematischen Suche nach Vergleichsgruppen, eingesetzt.¹⁶ Der Methodenlehre der *Grounded Theory* entsprechend ist dabei die Fallauswahl nicht vor der Analyse abgeschlossen, sondern erfolgt synchron, so dass Datensammlung, Analyse und Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander stehen.¹⁷ Mit der „theoretischen Sättigung“ (wenn also keine relevanten Ähnlichkeiten und Unterschiede mehr im Datenmaterial zu finden sind) ist der Auswahlprozess abgeschlossen. In diesem Prozess der bewussten, theoretischen Aus-

wahl der Fallbeispiele werden die relevanten Vergleichsdimensionen sichtbar, wodurch ähnliche Fälle zu Gruppen zusammengefasst und diesen dann, einem subsumptionslogischen Vorgehen entsprechend, weitere Fälle zugeordnet werden können.

Hier soll von den dominierenden *Präsentationsformen* bzw. *Strukturmerkmalen* der Websites als erste Vergleichsdimensionen ausgegangen werden.

Zum ersten bieten *Internetportale* hauptsächlich Informationen zum Einstieg in einen bestimmten Themenbereich. Sie sind die Pforte zu weiteren Informationen und erfüllen neben der Informations- auch eine Service- und Orientierungsfunktion, d.h. sie verweisen auf andere Angebote und dienen so als eine Art „Wegweiser“ im Internet. Die strukturierende Funktion dieser Präsentationsform dominiert vor der informativen. Als vorrangig *serviceorientierte Angebote* möchte ich Websites von meist öffentlichen Einrichtungen wie etwa Gedenkstätten bezeichnen, bei denen ein offensichtlicher Bezug zu einem realen Ort, den „Überresten“¹⁸ der NS-Vernichtungspolitik, gegeben ist. Hier werden weniger Hintergrundinformationen als vielmehr Serviceinformationen zu den Institutionen selbst, deren Angeboten, Veranstaltungen und Öffnungszeiten bereitgestellt. Als vorrangig *informationsorientierte Angebote* waren meist von Interessenvereinigungen betreute und daher gemeinschaftlich verfasste Informations- und Kommunikationsplattformen sowie Datenbanken und Archive heraus zu präparieren. *Zeitungsartikel, E-Books und Online-Zeitungen* konnten zu einem Merkmalsraum zusammengefasst werden. Codiert wurden hier sowohl einzelne thematische Artikel als auch Online-Angebote von Printmedien, die sich dem Thema

¹² Vgl. Rössler, Patrick / Wirth, Werner: *Inhaltsanalysen im World Wide Web*. In: Wirth, Werner / Lauf, Edmund, *Inhaltsanalyse. Perspektiven, Probleme, Potentiale*. Köln 2001, S. 289.

¹³ Vgl. Kelle, Udo / Kluge, Susann: *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen 1999, S. 39, 68.

¹⁴ Erhebungszeitraum: 12. bis 17. Februar 2006.

¹⁵ Die so zustande gekommene Liste ist, wie gesagt, nicht als Grundgesamtheit im Sinne der quantitativen Sozialforschung zu interpretieren. Sie soll lediglich einen ersten Überblick geben und die näher zu untersuchenden Fallbeispiele kontextualisieren.

¹⁶ Diese Auswahlmethode eignet sich besonders dann, wenn zu Beginn keine empirisch gehaltvollen Hypothesen, sondern theoretische Konzepte in Form von „sensitizing concepts“ existieren, vgl. Glaser, Barney / Strauss, Anselm: *Interaktion mit Sterbenden*. Göttingen 1974.

¹⁷ Glaser, Barney / Strauss, Anselm: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern 1998, S. 53. Dabei

leiten die aus der Analyse der ersten Untersuchungseinheiten (oder Einzelfällen) generierten vorläufigen Kategorien die Auswahl und Analyse weiterer Untersuchungsgruppen an, vgl. Kelle, Udo / Kluge, Susann: *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen 1999.

¹⁸ Vgl. Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M. 1995. Auch Kittsteiner verweist auf die Unterscheidung zwischen Überresten und Denkmälern. Demnach sind Überreste „unabsichtlich auf uns gekommene Zeugen einer vergangenen Zeit“, wohingegen Denkmäler bewusst zum Zwecke der Erinnerung geschaffen werden, vgl. Kittsteiner, Heinz Dieter: *Der Angriff der Gegenwart auf die Vergangenheit. Über das vermeintliche Recht, ein Denkmal für die ermordeten Juden zu bauen*. In: Cullen, Michael S. (Hg.): *Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte*. München 1999, S. 63.

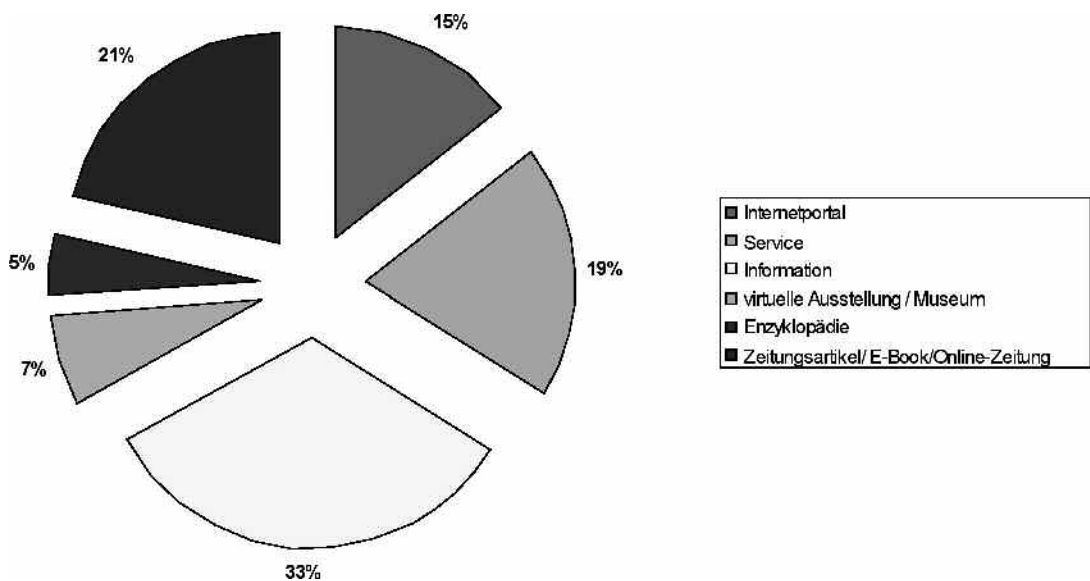


Diagramm 1: Verteilung nach Präsentationsformen in % (n=105)

Holocaust bzw. dem Gedenken daran widmen. *Enzyklopädien und Lexika* umfasst einzelne Artikel aus Nachschlagewerken wie auch kollaborativ gefertigte, vernetzte Einträge. Schließlich sind *Virtuelle Ausstellungen und Kunstprojekte* meist Projekte, die nicht hauptsächlich informieren, als vielmehr künstlerisch-sinnliche Zugänge zum Thema schaffen wollen.

Betrachtet man die quantitative Verteilung der Gruppen, so machen informationsorientierte Angebote als redaktionell verfasste Informations- und Kommunikationsplattformen mit 33% den Hauptanteil aus. Mit 21% waren Angebote der Kategorie „Zeitungsartikel, E-Book, Online-Zeitung“ vertreten. Serviceorientierte Angebote sowie Internetportale schließlich sind ebenfalls als dominierende Präsentationsformen anzusehen, wohingegen der Anteil an virtuellen Ausstellungen und Museen sowie Enzyklopädien sehr gering ausfällt (siehe Diagramm 1).

Auch ein Blick auf die hinter den Webangeboten stehenden Anbieter kann hilfreich sein, die Angebote zu systematisieren. Wer ist an der Konstruktion von Erinnerungsbildern an Nationalsozialismus und Holocaust im Internet beteiligt? Hierbei sind Archive, Forschungs- und Dokumentations-

zentren, Gedenkstätten und Museen, Universitäten und andere pädagogische Einrichtungen, Verbände und Vereine, Stiftungen und Interessengruppen, Verlage und journalistische Kommunikatoren sowie Privatpersonen als Anbietergruppen zu nennen.¹⁹ Innerhalb einer insgesamt ausgewogenen Verteilung der Websites machen die Angebote journalistischer Anbieter und Verlage fast ein Viertel aus. Auch Universitäten und andere pädagogische Einrichtungen sowie Verbände, Vereine und Interessengruppen sind mit jeweils ca. 20% stark, vor allem im Bereich der „Informationsorientierten Angebote“, vertreten. Gedenkstätten und Museen als traditionelle Institutionen des kulturellen Gedächtnisses stellen mit 14% vor allem „Serviceorientierte Informationen“ zu realen Orten ins Netz, wohingegen sich Privatpersonen mit insgesamt 13% engagieren (siehe Diagramm 2).

3. Experteninterviews

Das Experteninterview als spezifischer Typus des Leitfadengesprächs gehört, wie auch offene und narrative Interviews, zu den nicht standardisierten Interviews.²⁰ Der Befragte steht hier

¹⁹ Rechtsextremistische Websites von Anbietern, die sich ebenfalls den neuen Potenzialen, vor allem des vernetzten, weltweiten Informationsaustausches, bedienen, werden an dieser Stelle explizit nicht behandelt. Zum Thema Rechtsextremismus im Internet sei unter anderem verwiesen auf Pfeiffer, Thomas, *Für Volk und Vaterland. Das Mediennetz der Rechten*, Berlin 2002; Bösch,

Andreas, *Rechtsextremismus im Internet: die Schattenseiten des www.* Hall 2001 und Fromm, Rainer; Kernbach, Barbara (Hgg.), *Rechtsextremismus im Internet. Die neue Gefahr*, München 2001.

²⁰ Vgl. Gläser, Jochen / Laudel, Grit: *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden 2004, S. 39f.

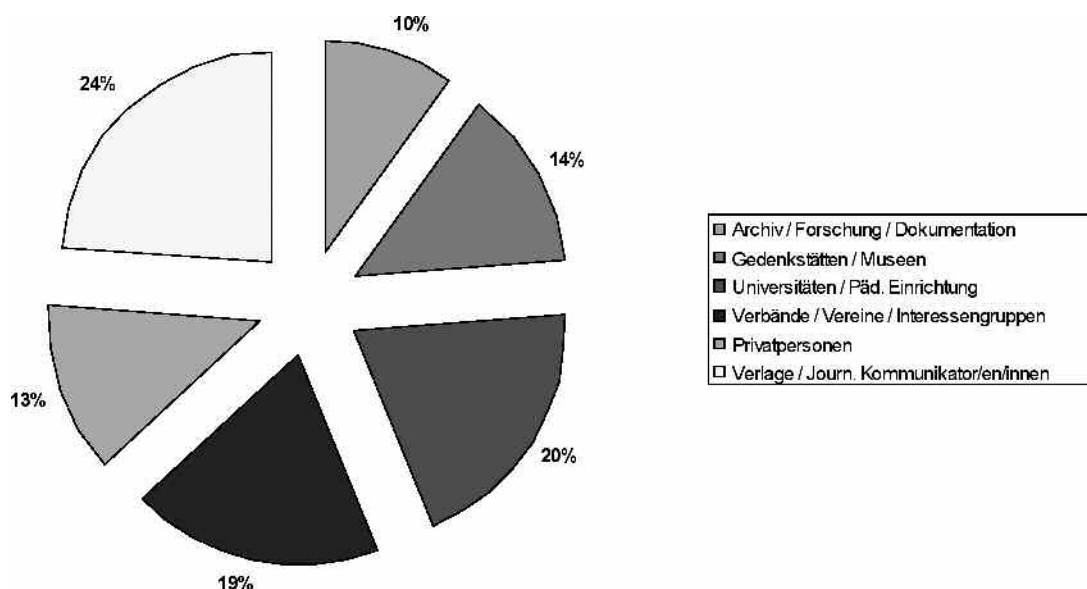


Diagramm 2: Untersuchte Websites nach Anbietern in % (n=105)

in seiner Eigenschaft als Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld im Vordergrund und der entscheidende Kontext ist der organisatorische Zusammenhang und die institutionelle Einbindung der Befragten.²¹ Im nun folgenden Abschnitt sollen aussagekräftige und prägnante Passagen aus drei Experteninterviews im Sinne einer heuristischen Analyse vorgestellt und beschrieben werden. Die einleitend bereits genannten Websites sowie die Interviewpassagen entsprechen je einer der am stärksten vertretenen Präsentationsformen: den informationsorientierten Angeboten, den serviceorientierten Angeboten sowie den Internetportalen.²² Ziel ist es dabei auch, vorläufige Typisierungen zu entwickeln, die an die anderen Websites herangetragen werden können. Folgende Fragestellungen sind dabei zentral: Mit welcher Motivation wurde die Website erstellt und welche Ziele werden damit verfolgt? Für welche Zielgruppe wurden die Angebote konzipiert? Spielt die Ange-

messenheit der Darstellung eine Rolle? Wie wird über den Zusammenhang von Internet und Erinnerung reflektiert?

Fallbeispiele

Basisinformationen, spezifische Themen sowie durch die persönliche Motivation der Autoren angeregte Themen werden als die drei inhaltlichen Ebenen der Website <http://www.shoa.de>, die der Gruppe der informationsorientierten Angebote zugeordnet wurde, beschrieben. Stefan Mannes, der zu diesem Angebot befragte Webkommunikator, studierte Geschichte, Geografie und Politik sowie bis zur Zwischenprüfung Informatik. Nachdem er in diversen Multimediaagenturen arbeitete, bezeichnet er sein heutiges Tätigkeitsfeld als Kultur- und Sozialmanagement. Das Projekt ist institutionell nicht eingebunden und wird ehrenamtlich betreut.

²¹ Der Expertenstatus einer Person ergibt sich aus der Position oder Funktion einer Person, mit der gleichermaßen die Verantwortung für eine bestimmte Aufgabe und ein privilegierter Zugang zu den entsprechenden Informationen einhergehen. Die Vergleichbarkeit der Interviews wurde dadurch gewährleistet, dass in allen Gesprächen sämtliche Themenkomplexe angesprochen wurden, der Leitfaden also in seiner Grundstruktur nicht verändert wurde, vgl. Meuser, Michael / Nagel, Ulrike: *ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion*. In: Bogner, Alexander / Littig, Beate / Menz, Wolfgang: *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. Opladen 2002, S. 73.

²² Die Gruppe der Zeitungsartikel, E-Books und Online-Zeitungen ist zu vernachlässigen, weil hierbei nicht von

eigenständigen Präsentationsformen gesprochen werden kann. Vielmehr ist nach wie vor davon auszugehen, dass der professionelle Journalismus von den klassischen Medien ins Internet expandiert und Beiträge lediglich vom Muttermedium für den Online-Ableger übernommen werden. Es kommt zum Schematransfer aus alten Medien, vgl. Neuberger, Christoph: *Das Ende des „Gatekeeper“-Zeitalters*. In: Lehmann, Kai / Schletsche, Michael (Hg.): *Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens*. Bielefeld 2005, S. 207 und Ders.: *Formate der aktuellen Internetöffentlichkeit. Über das Verhältnis von Weblogs, Peer-to-Peer-Angeboten und Portalen zum Journalismus – Ergebnisse einer explorativen Anbieterbefragung*. In: *Medien- und Kommunikationswissenschaft*, 53. Jg., Heft 1 2005, S. 78.

Neben einer Rubrik zur Geschichte des Konzentrationslagers findet man auf der Website <http://www.gedenkstaette-sachsenhausen.de>, einem serviceorientierten Angebot, aktuelle Informationen zur Gedenkstätte (wie etwa Ausstellungen), den Lageplan sowie schließlich Serviceinformationen für Besucher. Die Betreuung der offiziellen Website der Gedenkstätte obliegt der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der übergeordneten Gedenkstättenstiftung. Der verantwortliche Referent, Horst Seferens, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte und legte eine literaturwissenschaftliche Promotion ab. Besonders in den Bereichen Erinnerungskultur, Gedenkstätten sowie jüdisches Leben in Deutschland publizierte er bereits während seines Studiums.

Auf dem Internetportal <http://www.nationalsozialismus.de> werden unter den Rubriken Bücher, Weblinks oder Dokumente Links zu Themen wie Gedenkstätten, Holocaust oder Zweiter Weltkrieg (den sog. *tags*) zusammengestellt, die von den Nutzern kommentiert werden können. Neben dem Jurastudium mit erstem Staatsexamen und einem Master in Informationsrecht studierte der Anbieter Karl Friedrich Weiland Politikwissenschaft und Geschichte und hat eine Dissertation in Politikwissenschaft begonnen. Derzeit als Rechtsreferendar tätig, will er sich ab August dieses Jahres als Anwalt, wahrscheinlich im Bereich Informationsrecht, zulassen. Er betreibt die Website als Privatperson ohne institutionelle Einbindung.

Schon aus dieser ersten Beschreibung wird deutlich, dass wir es nicht mit einer homogenen, institutionell ähnlich eingebundenen Gruppe von Experten zu tun haben. Scheint ein Hochschulstudium mit geistes- und sozialwissenschaftlicher Ausrichtung ein verbindendes Element zu sein, ist der weitere berufliche Werdegang mit Bezug zur Webpräsentation deutlich heterogener: Die Websites können gemeinschaftliche Produkte einer Interessenvereinigung, offizielle und repräsentierende Instrumente der Öffentlichkeitsarbeit einer Institution oder technisch-mediales Experiment einer Privatperson sein. Der jeweilige Hintergrund ist auch dort ausschlaggebend, wo es um den Entstehungskontext der Angebote geht. Wie kam es dazu, aus welcher Motivation heraus wurde die Website erstellt?

Anlass

Aus der Verknüpfung von Inhalt und Medium entstand 1996 das Projekt shoa.de als kleine Stu-

denteninitiative mit dem Interessenschwerpunkt Drittes Reich/Holocaust. Der einfache Zugang zum Internet wurde durch ihre studentische Nebentätigkeit in einem Forschungsinstitut mit einem der ersten einhundert Webserver Deutschlands gewährleistet. Die spezifischen, aus ihren Interessen während des Studiums resultierenden Inhalte fanden mit der neuen technischen Plattform Internet eine neue Art des Zugangs und der Verbreitung.

„Es war damals einfach spannend, weil wir in der glücklichen Lage waren zu sehen, dass das ein Medium ist, das sozusagen einen sehr schnellen, einfachen, problemlosen und ortsunabhängigen Zugriff auf Informationen ermöglicht hatte und so entstand auch die Verknüpfung mit der Geschichte. Das hätte natürlich, wenn wir was anderes studiert hätten, auch ein anderes Thema sein können.“

Interesse am Thema, vor allem aber die erweiterten technischen Möglichkeiten des Internet waren für Karl Friedrich Weiland, der als Privatperson das Internetportal betreut, als entscheidende Anlässe auszumachen. Im Rahmen seines Geschichtsstudiums habe er viel im Internet recherchiert und eine Linkliste zum Thema Nationalsozialismus angelegt, die es zu dieser Zeit, etwa Mitte der 1990er Jahre, noch nicht gegeben habe.

„Für mich ist das einfach ein spannendes Thema, um diese ganzen Techniken auszuprobieren und mehr nicht. Und vielleicht ist das auch der Grund, warum ich dann Dinge mache, die andere vielleicht nicht machen würden, einfach weil ich dann bisschen auch damit rumexperimentiere und da auch anders rangehe. Für mich ist das edutainment und es muss unterhaltsam sein, soll aber gleichzeitig bilden.“

Der professionellen und institutionellen Einbindung einer Gedenkstätte entsprechend, erklärt Seferens das Entstehen der Website als eine Notwendigkeit bzw. als Reaktion auf die Internationalisierung der Besucher.

„[...] Einen konkreten Anlass gab es eigentlich nicht, außer dem, dass es so etwas gibt wie das Internet, und dass die Information, gerade auch von Gedenkstättenbesuchern, verstärkt auch über dieses Medium läuft. Gedenkstätten sind internationale Orte, die sehr viele Besucher aus aller Welt haben.“

Auf der Ebene der Motivation sind also bereits Differenzen unter den Anbietern zu finden. Obgleich sich alle mit dem Themenbereich Nationalsozialismus und Holocaust befassen, ist der Umgang mit dem Internet verschieden. Sowohl bei Mannes' Interessenvereinigung als auch bei Weiland als Privatperson sind das Medium und seine Potenziale der Ausgangspunkt und das Thema wirkt fast hintergründig und austauschbar. Die Website der KZ-Gedenkstätte, über die Seferens spricht, ist hingegen als eine Reaktion auf den Bedeutungszuwachs des Internet zu interpretieren.

Funktion

Befragt nach konkreten Zielen und der Funktion der Website, ist zunächst die Information als das verbindende Ziel herauszustellen. Deutliche Unterschiede werden jedoch hinsichtlich des damit verbundenen Anspruchs sichtbar. So ist die Grundidee des Projektes *shoa.de* eine einerseits sehr breite, andererseits aber auch vertiefende Basisinformation zu schaffen und damit den Informationsdefiziten, von denen bei diesem Thema auszugehen sei, entgegenzuwirken.

„Es gibt sehr viel Gelegenheit, dem Thema zu begegnen. Das heißt, jemand sieht im Fernsehen den ‚Untergang‘ oder irgendeine Guido Knopp Dokumentation, findet das spannend und hat natürlich das Problem, dass er nicht weiß, wo er sich jetzt weiter informieren soll. Und das Mediennutzungsverhalten von fast jedem unter 30 ist heute einfach so, dass er nicht in eine Bücherei geht und sich irgendein Buch anschaut, sondern er tippt das in google und da holen wir die Leute ab.“

Im Gegensatz dazu bezieht sich der Informationsbedarf, auf den Seferens mit der Webpräsentation reagiert, ausschließlich auf die Gedenkstätte selbst. Das Internet habe sich zum wesentlichen Informationsmittel für internationale Besucher entwickelt, die sich vorab informieren und auf den Gedenkstättenbesuch vorbereiten können.

„Das primäre Informationsmedium der Besucher ist ja schon seit vielen Jahren das Internet [...] Eine Website ist immer auch eine Einladung an Menschen, den Ort selber zu besuchen und neugierig zu machen.“

Einen abwechslungsreichen, aufgelockerten Zugang zum Thema, ohne den so genannten

„erhobenen Zeigefinger“ und mit einer starken sozialen Komponente will Weiland mit seinem Portal schaffen. So soll Interesse geweckt werden, das durch bestimmte Form ritualisierten Gedenkens – etwa in Medien und Schule – derzeit eher behindert werde.

„Ich würde mir nicht anmaßen zu sagen, dass ich damit irgendwelche erzieherischen oder aufklärerischen Ziele habe, manchmal ist es einfach so, dass man zu solchen Dingen kommt wie die Jungfrau zum Kinde. Vielleicht ist das Ziel, wirklich ein umfassendes Verzeichnis zu schaffen und die Möglichkeiten zu nutzen, die jetzt das neue Web bietet.“

Historische, einer Art virtuellem Geschichtslehrbuch entsprechende Basisinformation, aufmerksamkeits-erzeugende, gedenkstätten-spezifische Information sowie abwechslungsreiche und unterhaltsame Information sind die grundlegenden, mit den ausgewählten Websites verbundenen Zielsetzungen.

Zielgruppe

Eine zielgruppenspezifische Aufbereitung der Inhalte stand und steht bei allen drei Angeboten nicht am Anfang der Entwicklung der Websites. Wiewohl man mittlerweile einschätzen kann, wer das Angebot hauptsächlich nutzt, wird der potenzielle Nutzerkreis als komplex und schlecht eingrenzbar beschrieben. Man habe keine spezielle Zielgruppe im Sinn und kein ausgearbeitetes Konzept als Grundlage gehabt. So beschreibt Stefan Mannes, dass sich das Projekt aus den Bedürfnissen der Nutzer und deren thematischen Nachfragen entwickelt habe.

„Das war nicht so, dass wir uns hingestellt haben, wie das heute vielleicht eine Gedenkstätte oder eine Universität machen würde. Also wenn heute jemand ein Portal dieser Art aufsetzt, da gibt es ein pädagogisches Konzept, dann sagen die ‚Wir richten uns an die Zielgruppe XY, die für dieses Thema interessiert werden soll‘ und dann werden die Leute eingestellt, ein Budget freigegeben, da wird etwas redaktionell erstellt, programmiert und dann ist es online.“

Eine Art Positionierung hat man heute dennoch: so nutzen Nicht-Historiker, meist Jugendliche unter 30 Jahren, die „über das Thema 3. Reich/Holocaust/2. Weltkrieg stolpern“, das Angebot am häufigsten. Eine eher junge Zielgrup-

pe, meist Schüler und Studenten, spricht auch das Internetportal <http://www.nationalsozialismus.de> an, wiewohl auch hier keine spezielle Zielgruppe anvisiert wurde.

„Also meistens möchte ich etwas für Leute tun, die so alt sind wie ich, das sind schon Jüngere, aber ich habe auch nichts dagegen, wenn mal Leute kommen, die sich noch nie mit dem Internet beschäftigt haben oder die einfach auch froh sind, dass sie über das Internet an Informationen rankommen, die sie sonst woanders nicht gefunden haben. Also es gibt keine spezielle Zielgruppe, weder im politischen Sinne, weder will ich Rechte oder Rechtsradikale kurieren, noch will ich andere belehren.“

Bei der Präsentation der Gedenkstätte Sachsenhausen schließlich wird die Zielgruppe, so die Vermutung, durch Besucher dieser dominiert, ist aber nicht nur auf sie fixiert. Auch hier sei von einem breiteren Nutzungskreis auszugehen.

„Es gibt sicherlich auch Nutzer, die sich schlicht und einfach über die Geschichte des KZ [...] oder vielleicht auch nur über die Angebote der Gedenkstätten informieren wollen, ohne sie unmittelbar besuchen zu wollen. Auch dieses Informationsinteresse wollen wir natürlich bedienen. Das ist ein weites Spektrum.“

Angemessenheit der Darstellung

Den populären Massenmedien wurde und wird teilweise vorgeworfen, den Holocaust zu trivialisieren, zu verflachen und zu kommerzialisieren. Das Ereignis drohe „in den medialen Bilderfluten banal zu werden, die Nazigrößen avancieren zu guten alten Bekannten, die wir aus dem Fernsehen kennen“.²³ Spielt die Frage nach der Angemessenheit der Darstellung auch im Internet eine Rolle? Wie gehen die Anbieter mit diesem Thema um und in welcher Weise werden Inhalt und Präsentationsform davon beeinflusst?

Aus allen drei Interviews wird deutlich, dass sich die Anbieter durchaus bewusst darüber sind, dass sie es mit einem sensiblen und emotional aufgeladenen Thema zu tun haben. Differenzen werden jedoch auf der Ebene der Reaktion darauf sehr deutlich: Einerseits wird mit einer zurückhaltenden und sowohl die gestalterischen als auch die interaktiven Möglichkeiten betreffend reduzierten

Präsentation auf die Frage der Angemessenheit reagiert und dies oberflächlichen und überfrachteten Angeboten entgegengesetzt. Andererseits heben die Anbieter auf neue Möglichkeiten, das Thema zu behandeln, ab. Zu große Vorsicht und die Orientierung an den gesellschaftlich etablierten, öffentlichen Gedenkritualen stünden damit einer unbefangeneren, didaktisch neuartigen Aufbereitung entgegen, die auch die jüngere Generation anzusprechen vermag. Zur Illustration der ersten Sichtweise dient eine Interviewpassage mit Horst Seferens. Man setze auf seriöse Information und dies sei bei einem solchen Thema auch geboten. Mäanderndem Verhalten, bei dem man sich von Schauerbild zu Schauerbild klickt und das teilweise dazu führt, dass das Medium vor dem Inhalt steht, soll ganz bewusst vermieden werden.

„Man erlebt ja als Webnutzer selber häufig genug, dass tatsächlich Angebote oberflächlich sind, Informationen schlecht sind und dass doch vieles, was im Internet geboten wird, eher den homo ludens anspricht als denjenigen, der auf der Suche nach seriösen Informationen ist. Und selbstverständlich sind Themenkreise, die mit den Gedenkstätten verbunden sind, wenig geeignet für schrille, verspielte, bunte, interaktive Angebote, wie man sie ja auch findet. Insofern ist die Frage der Angemessenheit schon ganz wichtig.“

Demgegenüber stellt Stefan Mannes die Frage, wer überhaupt die Deutungshoheit besitzt darüber zu bestimmen, was angemessen sei. Bei diesem Thema könne man, weil es sehr stark emotionalisiert sei, leicht „anecken“. Auch wenn hier ebenfalls hauptsächlich mit Text gearbeitet wird und die Bebilderung eher zurückhaltend erfolgt, sollen die Nutzer doch berührt werden, so dass Bilder im Kopf entstehen. Sich aus Berührungsangst neuen Wegen der Kommunikation und Vermittlung des Themas zu verschließen, hält er, gerade mit Blick auf die jüngere Generation, für nicht angebracht.

„Es gibt eine sehr große Vorsicht bei der Behandlung all dieser Themen, eine Vorsicht, die meiner Meinung nach oft dazu führt, dass neue Möglichkeiten, das Thema zu behandeln, zu kommunizieren oder vielleicht didaktisch aufzubereiten nicht genutzt werden, weil man sich überlegt: ‚Darf man das denn?‘ Andererseits ist es natürlich auch so, wenn man das Thema irgendwie angeht und man hat einen Holocaust-Überlebenden der

²³ Ulrich, Bernd: *Nie wieder. Immer wieder. Wen die Beschäftigung mit Auschwitz nicht mehr verstört, der macht*

etwas falsch. In: *Die Zeit*, Nr. 5 vom 27.1.2005, S. 1.

sagt ‚Das ist unerträglich‘ [...] und selbst wenn es nur einer ist, ist das einer zu viel.“

An die Hand genommen werden wollten die Nutzer des Internetportals nicht, denn über historische Zusammenhänge könne man sich ein eigenes Urteil bilden. Vielmehr gehe es um die interessante, auch emotionalisierte Darstellung und plastische Erfahrbarkeit. Wenn die Seiten zu langweilig seien, sei man mit einem Klick wieder weg und insofern spielt für Karl Friedrich Weiland die Ökonomie der Aufmerksamkeit eine entscheidende Rolle.

„Wenn man die Leute wirklich für ein Thema interessieren will, dann muss man die Sache ein bisschen interessant machen, man muss ihnen schöne Bilder präsentieren [...] damit irgendwie auch das Auge angesprochen wird, man muss ihnen dann auch content präsentieren, der Authentizität ausstrahlt, also nicht alles nur durchgekauft und nicht irgendwie erzieherisch kommentiert – das will keiner. Also zumindest meine Generation, kann ich jedenfalls von mir sagen, hat davon genug.“

Die emotionalisierte, auf Breitenwirkung und Unterhaltung zielende Darstellung, die Weiland hier beschreibt, steht in einem deutlichen Gegensatz zur geschilderten Position von Seferens als Vertreter der Gedenkstätte. Als in einer Art vermittelnd kann man die entsprechenden Interviewpassagen von Mannes interpretieren.

Internet und Erinnern

Dieser Komplex diente in den Leitfadengesprächen der Reflexion über einen möglichen Zusammenhang zwischen den Internetangeboten und der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust.²⁴ Trotz unterschiedlicher Bewertungen, auf die im Folgenden noch eingegangen wird, ähneln sich die Aussagen der Anbieter in manchen Bereichen auf bemerkenswerte Weise. So ist den Experten nach von einem komplementären, keineswegs aber substitutiven Nutzungsverhalten auszugehen, bei dem weder reale Orte und Gedenkstätten noch klassische Medien wie Filme oder Bücher außer Kraft gesetzt oder auch nur in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt werden. Explizit

oder durch Aussagen wie etwa „wenn man in Auschwitz steht, das ist halt was ganz anderes oder wenn man in Yad Vashem steht, das kann man nicht vergleichen“ wird auf die Aura, die sich mit einem realen Ort verbindet, verwiesen. So sei die auratische Wirkung, die sich auch durch originale Zeugnisse und Relikte transportiert, durch eine bloße Abbildung auf der Website nicht nachzuahmen und die Realität übertreffe die Virtualität um das Tausendfache. Vielmehr beschreiben die Experten die intermedialen Bezüge zwischen den Webpräsentationen und anderen Medien der kulturellen Objektivierung als Ergänzung und Erweiterung der Möglichkeiten des Gedenkens und vor allem des Sich-Informierens. Als Beispiel zur Illustration dient auffallend oft eine sich thematisch mit dem Holocaust beschäftigende Schulklasse.

„Die Leute, die unsere Seite anschauen, fahren selbstverständlich mit ihrer Klasse in eine Gedenkstätte oder haben das Thema im Unterricht, insofern ist das kein Ausschlusskriterium, es ist einfach eine erweiterte Möglichkeit, sich zu informieren und auszutauschen.“
(Stefan Mannes)

Oder:

„Keine Schulklasse würde sich, um jetzt mal dieses Beispiel zu bringen, statt irgendwohin zu gehen, zu einer Gedenkstätte, vor den PC setzen und eine Seite ansehen. Da fehlt einfach sozusagen diese Aura, da fehlt einfach irgendetwas.“
(Karl Friedrich Weiland)

Befragt nach spezifischen erinnerungskulturellen Funktionalitäten des WWW setzen die Experten die folgenden Schwerpunkte: Die Möglichkeit der Interaktion und Partizipation, die soziale Komponente des Internet, wird von Mannes und Weiland gleichermaßen hervorgehoben. Durch die Interaktion mit den Anbietern oder die der User untereinander im Diskussionsforum könnten, so Mannes, auch sehr spezielle Themen gemeinsam diskutiert werden. Das Diskussionsforum sei ein Ort, an dem dieser Austausch stattfinden könne. Wenn man *content* in sozialer Form zusammentrage, leiste dies auch einer gleichberechtigteren Teilhabe aller Nutzer Vorschub, so Weiland. Man könne von den Erfahrungen der anderen Nutzer

²⁴ Operationalisiert wurde der Themenkomplex etwa durch folgende Fragen: Was ist das Besondere, das Neue am Internet, gerade auch im Vergleich zu „traditionellen“ Medien? Gibt es spezifische Funktionalitäten, die etwa eine Gedenkstätte nicht hat und umgekehrt? Wo sehen Sie

als Anbieter Vorteile, aber auch Nachteile? Konkret gefragt: Denken Sie, dass im Internet neue Möglichkeiten des Erinnerns realisiert werden können? Dabei wurde, wie gesagt, nicht in allen Gesprächen sämtliche Fragen gestellt, jedoch der Komplex als Ganzer immer angesprochen.

profitieren und habe die Möglichkeit, alles zu kommentieren, und dies mache den Mehrwert des Internet aus. Mit einer – etwa im Vergleich zu einer Gedenkstätte, an der man nur passiv aufnehmend sei, – aktiv gestaltenden Rolle der Nutzer werde die traditionelle Schüler-Lehrer Rolle aufgebrochen. So realisiert sich im Internet das, was er als „co-education“ bezeichnet. Wie aus vorhergehenden Aussagen deutlich wurde, sieht Sefrens im Gegensatz dazu in interaktiven Angeboten die Gefahr der nur mehr oberflächlichen Nutzung und einer zu starken Fixierung auf das Medium. Befragt zu den spezifischen Funktionalitäten, verweist er wiederum darauf, dass die Website nur dazu da sei, um Neugier für den Besuch der Gedenkstätte zu wecken, nicht aber sie abzubilden.

„Also was wir zum Beispiel ganz bewusst machen, ist, dass wir unsere Ausstellungsangebote nicht in extenso auf der Website präsentieren, sondern eher punktuell und natürlich auch um neugierig zu machen, einen Eindruck zu vermitteln, was dort zu sehen ist, aber ohne alles dort auszubreiten, was man sehen kann, wenn man hier her kommt.“

Der Eindruck, den man schon bei der Interpretation der Motivstrukturen der Betreiber hatte, verstärkt sich auch angesichts der Reflexion über die zentrale Frage „Internet und Erinnern“. Für die Webpräsentation der Gedenkstätte gilt in hohem Maße, dass nicht das technisch und medial Mögliche, sondern das Nötige zur Realisierung kommt. Das Medium ist ein Instrument der Öffentlichkeitsarbeit, das aufgrund des Bedeutungszuwachses des Internet immer wichtiger wird. Mit der Funktion eines Gedenkortes seien Websites überfrachtet, eine solche Wahrnehmung bleibe den Orten selbst und deren Aura vorbehalten. Auch für die anderen beiden Befragten besteht die derzeitige Funktion der Websites nicht im Gedenken im eigentlichen Sinne, wie Stefan Mannes verdeutlicht.

„Ich denke, der Erinnerungsprozess ergibt sich zum großen Teil aus der Beschäftigung mit dem Thema und der Information, die man findet, ich denke, wir können es nicht leisten. Wir haben überlegt, ob so etwas möglich wäre, vielleicht hatten wir nur den Weg noch nicht gefunden, einen spezifischen Ansatz, ob der jetzt inhaltlich, oder gestalterisch ist [...] – sozusagen diesen reinen Gedenkaspekt in den Vordergrund zu stellen.“

Jedoch ergeben sich im Internet neue Potenziale, alternative Zugänge zu entwickeln und zu entfalten. Aktive Auseinandersetzung, ortsunabhängige Information und Diskussion sowie mediales Anschlusshandeln werden hierzu schwerpunktmäßig genannt und ausgeführt.

4. Fazit

Ausgehend von den hier dargestellten Interviewpassagen – und diese Tendenz bestätigt auch das gesamte bisher erhobene Material – stellen sich die Websites aus dem thematischen Spektrum Nationalsozialismus und Holocaust als komplementär zu nutzende und vorrangig der Information dienende Medien dar. Von kulturellen *Gedächtnis*medien, die einleitend beschrieben wurden, ist, betrachtet man zunächst nur die materielle Dimension, ebenfalls zu sprechen: die Kommunikationsinstrumente, meist Schrift und Bild, aber auch multimedial kombiniert, ermöglichen auf einer grundlegenden Ebene die Auslagerung von Informationen über Nationalsozialismus und Holocaust auf den Websites. Durch die internetbasierte Medientechnologie können Gedächtnisinhalte weiterhin, losgelöst von raum-zeitlichen Beschränkungen, verbreitet und – wenn auch im oft beklagten flüchtigen Zustand – gespeichert werden. Schließlich sind die konkreten Websites rein strukturell auch kulturelle Objektivationen, die Anlässe zur rezipientenseitigen Konstruktion von Bedeutungen und Erinnerungen bieten. Gedächtnismedien sind die Websites einerseits also schon, doch werden sie *produktionsseitig* auch als solche funktionalisiert? Das „Gedenken“, so zusammengefasst der Tenor der Produzenten, kann man nicht leisten und dies ist auch nicht intendiert. Websites können keine virtuellen Gedenkorte sein. Die Semantisierung und Aura des Raumes ist in internetbasierten Medien nicht adäquat vermittelbar. Insofern ist die allgemeine Funktionsintention „Medium des kollektiven Gedächtnisses“ seitens der Anbieter vorläufig nicht abzuleiten. Es gibt aber doch Spezifizierungen und Differenzierungen, die auf deskriptiver Ebene bereits sichtbar wurden. Grundlegend scheinen sich innerhalb der Gruppe der Webkommunikatoren zwei Typen abzuzeichnen: Der erste Typ Anbieter nutzt gezielt das Internet und seine medialen Potenziale, um neue Wege der Vermittlung und Verbreitung von Informationen zu erschließen. Er ist zunächst technisch interessiert und versiert und das Medium tritt, wenngleich er auch einen starken inhaltlichen Bezug zum

Thema hat, vor den Inhalt. Das Mediennutzungsverhalten der jungen Generation aufnehmend, spricht er sich für alternative didaktische Zugänge, die vor allem auch direkte Interaktion und Partizipation beinhalten, aus.

Der zweite Typ Anbieter nutzt das Internet, weil es sich als Informationsmedium so weit etabliert und an Bedeutung gewonnen hat, dass man darauf nicht mehr verzichten kann. Der Inhalt steht immer vor dem Medium und insofern werden seine Möglichkeiten sehr zurückhaltend und reduziert genutzt, womit auch interaktiven Angeboten eine Grenze gesetzt wird.

Abschließend und als eine Art Ausblick stellt sich die Frage nach der rezeptionsseitigen Funktionali-

sierung. Werden die Websites von ihren Rezipienten als Gedächtnismedien angesehen und auch entsprechend genutzt? Die Anbieter können anhand von Nutzungsstatistiken und *logfiles* Aussagen darüber machen, wie viele Menschen ihr Angebot nutzen, welche Gruppe dies hauptsächlich tut und welches die am meisten auf der Seite abgerufenen Themen sind. So können im Sinne Schmidts Aussagen nicht nur über strukturelle, sondern auch semantische Wirkungen der Websites abgeleitet werden.²⁵ Welches aber die damit verbundenen Intentionen und Zuschreibungen auf Nutzerseite sind, ist bisher nur zu vermuten und erst durch gezielte Nutzerbefragungen zu klären.

Dörte HEIN (1977)

M.A.; Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft mit den Nebenfächern Soziologie und Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig; 1998-1999 Auslandsstudium an der Université „Denis Diderot“ in Paris; 2002-2003 Konzeptionelle Betreuung von Websites und PR in einer Multimediaagentur; 2003 Lehrauftrag zu computervermittelter Kommunikation an der Universität Leipzig; 2003 Stipendiatin, seit August 2004 Kollegiatin des Graduiertenkollegs „Technisierung und Gesellschaft“ an der TU Darmstadt.

Seit 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft und Arbeit an einer Dissertation zum Thema: *Das World Wide Web als Gedächtnisdispositiv? Zur Aneignung von sozialen Erinnerungen mit Hilfe neuer technischer Medien am Beispiel des Holocausts.*

²⁵ Schmidt unterscheidet zwischen strukturellen und semantischen Medienwirkungen in dem Sinne, als das ein Medium strukturelle Wirkungen entfaltet, „indem es durch seine Nutzungsmöglichkeiten ganz unabhängig von den einzelnen Aktanten Optionen eröffnet, die genutzt oder verweigert werden können.“ Semantische Wirkungen

meint die tatsächliche inhaltliche Nutzung von Medienangeboten im Rahmen ihrer strukturellen Bedingungen, vgl. Schmidt, Siegfried J.: *Medienkulturwissenschaft*. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera: *Konzepte der Kulturwissenschaft. Theoretische Grundlagen, Ansätze, Perspektiven*. Stuttgart 2003, S. 355.

Rezensionen

EVELYN ENGESSER: *Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikatorforschung*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2005. 440 Seiten.

Diese umfangreiche Arbeit wurde 2003 am Mainzer Institut als Dissertation angenommen und liegt nun – in der von diesem Verlag bekannten sorgfältig edierten und schönen Form – als Buch vor. Die Idee, Romane als empirisches Material zu verwenden, hat offensichtlich eine seit Jahrzehnten anhaltende Faszination. So findet sich im Literaturverzeichnis die Münchner Magisterarbeit von Hans Gehringer über das Stereotyp „Journalist“ in populären Zeitromanen. Zuletzt 2005 hat in Wien Sandra Naber eine Diplomarbeit vorgelegt, die 37 zwischen 1970 und 2003 erschienene Medienthriller untersucht, in denen Haupt- oder Nebenfiguren Journalistinnen und Journalisten sind. Evelyn Engessers Buch ist nun die theoretisch anspruchsvollste und empirisch gründlichste Studie dieses Genres und insofern wohl singulär, aber auch sozusagen final. So sorgfältig, gründlich und systematisch diese Arbeit auch ist – sie kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Erkenntnisgewinn zum Thema Journalismus, das im Fach inzwischen zu einem der intensivst bearbeiteten Gebiete gehört, eigentlich recht gering ist. Es mag gewiss vergnüglich sein, sich mit einer so spannenden Materie wie Romanen zu befassen, statt den üblichen, viel trockeneren Gegenständen des Faches, aber gerade der hier betriebene große wissenschaftliche Aufwand drängt die Einsicht auf: Zu unserem wissenschaftlich relevanten Wissen über Journalismus tragen die vielen einschlägigen Romane und ihre noch so sorgfältige Analyse nur wenig bei. Die fast interessanteste Frage in diesem Zusammenhang ist noch, warum so viele Journalistinnen und Journalisten irgendwann in ihrer beruflichen Karriere das Bedürfnis haben, einen Roman über ihren Beruf zu schreiben. Das war schon bei Hans Gehringer 1975 das verblüffende Ergebnis: Er untersuchte Romane, weil ihn das Heterostereotyp des Journalisten in der Literatur interessierte und musste – bei etwas willkürlicher Stichprobe freilich – zur Kenntnis nehmen, dass diese Werke allesamt von Journalisten geschrieben waren, seine Ergebnisse also ein Autostereotyp ergaben.

Von der fleißigen Leseleistung einmal abgesehen, die diese Arbeit noch nachdrücklicher als vergleichbare Studien charakterisiert, ist es ein besonderer intellektueller Anspruch, den Evelyn Engesser, systematischer als alle Vorgängerarbeiten, einlöst: Sie vergleicht die Journalistenbilder in den Romanen mit den Befunden der empirischen Kommunikatorforschung. Wie umfassend sie dabei die Sekundärliteratur rezipiert hat, zeigt schon der Blick in ihr 30 (!) Seiten umfangreiches Verzeichnis der Sekundärliteratur. (Bevor diese Arbeit ganz vergessen wird, einen Nachtrag zu dieser umfassenden Bibliografie: Die Züricher Dissertation von Reinhart Stalman: *Über die Professionalisierungstendenzen bei den Pressejournalisten der Bundesrepublik Deutschland*, Zürich 1974.)

Dabei werden nicht nur die gängigen Veröffentlichungen berücksichtigt, sondern auch Magisterarbeiten, was nicht wenig zum Charakter dieser Arbeit als eine (endgültige?) Summe zu diesem Gegenstand beiträgt. Das gleiche gilt auch für die Berücksichtigung amerikanischer und britischer Literatur. So gehört der internationale Vergleich zu den anspruchsvollen Zielen dieser Arbeit. Mit besonderer Sorgfalt widmet sich die Autorin der Auswahl ihres Untersuchungsmaterials, was in den vielen Vorläuferarbeiten nur selten der Fall war. Grundlage ist die Bestsellerliste des Magazins „Der Spiegel“ zwischen 1970 und 2000, einem Zeitraum also, in dem auch die empirische Journalismusforschung mit zunehmender Intensität betrieben wurde. Von den 849 Büchern, die auf den Bestsellerlisten des „Spiegel“ im Untersuchungszeitraum auftauchten, erweisen sich am Ende 73 Texte als einschlägig relevant: 48 Romane, 16 Satiren, 8 Erzählungen und eine Novelle (S. 111 ff.). Die sozusagen literarische Mischung ist bemerkenswert und reicht von Isabel Allende über Heinrich Böll oder Hans Habe und Ephraim Kishon bis zu Siegfried Lenz, Dagobert Lindlau und Tom Wolf. Was damit so nebenbei erkennbar, aber hier nicht weiter problematisiert wird, ist der doch erstaunliche Sachverhalt, dass die massenhafte Verbreitung von Literatur bei ganz unterschiedlichem literarischem Niveau möglich ist. Über 20 der herangezogenen Romane wurden übrigens auch verfilmt. Der Überblick über das Untersuchungsmaterial macht deutlich: „Der Journalist als literarischer Held passt in nahezu jeden Kontext. Ob trivial oder anspruchsvoll, ob Liebesroman, Politthriller oder Familien-

saga – Journalisten schmücken jedes Genre. Es ist ihre Vielseitigkeit, die Journalisten zu idealen Romanhelden macht. (...) Mit der Figur des Journalisten verbindet sich zudem eine ‚Aura aus Abenteuer, Freiheit, Exotik und Prestige‘ (Volker Lilienthal), die dieses Sujet ... nicht zuletzt auch verkaufpsychologisch äußerst attraktiv macht.“ (S. 136) .

Den größten Teil des Buches macht das Kapitel 7 aus, in dem die Autorin die Ergebnisse ihrer methodisch sorgfältigen inhaltsanalytischen Untersuchung der Texte ausbreitet und zwar nicht bezogen auf die Figur des Journalisten, sondern auf das journalistische System in der Bestsellerliteratur. Damit geht sie theoretisch entschieden über die bisherigen Studien hinaus. Diese langen und vielfältig untergliederten Passagen mit ihren zahllosen Nachweisen sind nicht immer so spannend zu lesen wie wohl von der Autorin ihr Untersuchungsmaterial erlebt wurde! Manches ist schlicht langatmig und der typische Stil einer Dissertation, die man sich, wenn man sie nun als „schönes“ Buch in der Hand hat, doch leserfreundlich überarbeitet wünschen möchte. Abgesehen davon aber sorgt die Autorin durch Resumes und Zusammenfassungen für eine effiziente Nutzung ihres Buches. Und so stößt man denn unter der Überschrift „7.3.5. Zwischenfazit: Schilderung der Institutionssphäre“ auf einige Feststellungen, die die oben von mir geäußerte Skepsis eindrücklich bestätigt: „Wenig mit der Realität gemein haben die Themen über die Romanjournalisten vorzugsweise berichten. Die Lektüre der Bestseller erweckt den Eindruck als betätigten sich Journalisten vorrangig mit der Aufklärung von Straftaten und der Verbrechensbekämpfung. Dementsprechend ist ein Großteil der Journalisten für Boulevardmedien tätig. Auch die Berichterstattung über kulturelle Themen und politische Ereignisse nimmt einen außergewöhnlich breiten Raum ein, während lokale und regionale Themen kaum Beachtung finden. Im Unterschied zu realem journalistischem Handeln besteht der berufliche Alltag von Romanjournalisten fast ausschließlich aus aufwendigen Recherchen (...) Von wenigen Ausnahmen abgesehen, werden die Arbeitsabläufe so bruchstückhaft geschildert, dass kein umfassendes Bild von den Aufgaben und Tätigkeiten eines Journalisten entstehen kann (...) Technologische Entwicklungen, die in den vergangenen Jahrzehnten den Berufsalltag realer Journalisten in ganz beträchtlichem Maße verändert haben, spielen in der Bestsellerliteratur keine große Rolle.“ (S. 250/251)

Für die ganz eiligen Nutzer hat Evelyn Engesser ein resümierendes Kapitel verfasst. Darin trägt sie noch einmal zusammen, mit welchen Erwartungen und Hoffnungen sie an dieses Untersuchungsmaterial herangegangen ist und welche Erkenntnisse für die Journalismusforschung sie idealerweise erwartete. Die wichtigste Formulierung darin, mit der sie am Ende ihre eigene Skepsis ausdrückt, ist die, dass sich „unter Umständen“ in den Fiktionen etwas niederschlägt, das mit der Realität zu tun hat. Aber gerade die Frage nach deren Realitätsbezug muss nach dieser vorbildlichen Untersuchung nachdrücklich in Frage gestellt werden. In Romanen schlagen sich ganz offensichtlich vor allem Stereotype von langer Dauer nieder und weniger die Indikatoren sich rasch wandelnder Realität. Dies zeigt sich nicht zuletzt an jenen Romanen, die nicht nur einen Journalisten oder eine Journalistin zur Hauptfigur haben, sondern in der Medienwelt, insbesondere der des Fernsehens spielen. Diesen Fernsehromanwelten fehlt, auch wenn sie von einem Insider wie Dagobert Lindlau geschrieben wurden, so ziemlich alles, was z.B. die Realität des öffentlich rechtlichen Fernsehens ausmacht.

In jedem Falle aufschlussreich sind diese Ergebnisse, weil wir nun besser wissen, warum uns die Studierenden so zahlreich zuströmen: Die fiktionalen Vorbilder dienen der Berufswahl. Auch dürfte das ja notorisch schlechte Image dieses Berufes in der Gesellschaft nicht unbeeinflusst von diesen fiktionalen Romanhelden sein, da es tendentiell ebenfalls eher sehr negativ ist. Ganz knapp zusammengefasst lautet das Ergebnis dieser Arbeit am Ende deshalb: „Realität wird nicht gespiegelt, sondern überzeichnet, verzerrt, beschönigt. Gründe dafür gibt es viele. Schriftsteller wollen in erster Linie wohl keine wahrheitsgetreuen, sondern gut verkäufliche Bücher schreiben. Vielleicht leben sie in ihren Kreationen auch ihre eigenen Träume von größerer Handlungsfreiheit aus. Und schließlich ist gerade populäre Literatur darauf angelegt, bei den Lesern bestimmte Funktionen zu erfüllen und nicht die Realität als solche wiederzugeben.“ (S. 373)

Genauso ist es, deshalb hätte diese, das Thema für mich wie gesagt abschließende Studie, vielleicht noch ein wenig mehr Überlegungen zur Quellenkritik vornehmen müssen, um dieses Untersuchungsmaterial endgültig von unserer wissenschaftlichen Tagesordnung zu nehmen. So ist das Urteil über dieses Buch eine paradoxe Feststel-

lung: Eine exzellente Studie, die gerade dadurch ihre wissenschaftliche Sinnhaftigkeit ad absurdum führt. Romane über Journalismus und Journalisten zu lesen, mag vergnüglich sein, aber wissenschaftlich ziemlich unergiebig.

Wolfgang R. Langenbucher

CLAS DAMMANN: *Stimme aus dem Äther. Fenster zur Welt. Die Anfänge von Radio und Fernsehen in Deutschland*. Köln: Böhlau Verlag 2005, 283 Seiten.

„Mit den neuen Raum- und Zeitverhältnissen der neuen Medien eröffnet sich auch ein neuer Zugang zur Realität. Das Radio ‚bringt‘ die Wirklichkeit akustisch zu seinen Hörern, das Fernsehen wird beschrieben und greifbar gemacht als ein mediales ‚Fenster zur Welt.‘“ (S. 70) Im Zentrum der als Buch erschienenen Dissertation von Clas Dammann steht die „Radio- und Fernseh-Debatte“. Dammann meint damit die regen Diskussionen rund um den Sendestart des Radios und des Fernsehens in Deutschland und legt den Fokus bei seinen Schilderungen auf die anfänglichen Befürchtungen und die massive Skepsis gegenüber den veränderten medialen Bedingungen. Zusammengeführt mit der tatsächlichen Umsetzung und Nutzung der neuen Medien, versucht Dammann eine Verbindung zwischen theoretischem öffentlichem Diskurs und Medienpraxis nachzuzeichnen. Im ersten Teil der Arbeit bezieht sich Dammann wesentlich auf in der Literatur verarbeitete, größtenteils emotionale Reaktionen der Hörer- und Seherschaft, die sich mit der neuen Technik konfrontiert sahen. Im zweiten Teil des Werkes versucht er die technische Umsetzung einzelner Texte in radio- oder fernsehtaugliche Form zu erläutern und dem gegenüber zu stellen. Er begibt sich damit auf ein Terrain, das in einem Gutteil der Abhandlungen zum Thema Frühgeschichte der neuen Medien meist nicht als zentrales Thema abgehandelt wird und selten tatsächliche Gegenüberstellung erfahren hat. Die Veranschaulichung des vorurteilsbehafteten literarisch-wissenschaftlichen Diskurses zu Beginn der Etablierung der neuen Medien trifft auf die sich eben auch dadurch formierende Medienpraxis. Geprägt vor allem durch Vorbehalte seitens der Künstlerszene respektive der Autorenschaft rekonstruiert Dammann eine beinahe apokalyptische Zukunftsvision und unterstreicht die befürchtete „Zerstörung der Kultur“ (S. 15) durch Radio und Fernsehen.

Auffällig dabei ist, dass Dammann nicht auf bereits bestehende Werke und Studien zum Thema Mediendiskurse der neuen Medien Bezug nimmt, sondern ein Konglomerat aus unterschiedlichen literarischen Quellen als Basis seiner Ausführungen heranzieht. Die Theorieansätze der Auswirkungen und in weiterer Folge die breite, öffentliche Auseinandersetzung (S. 17) werden üppig mit Auszügen zeitgenössischer Publikationen von Schriftstellern, Journalisten und Programmachern illustriert. Dennoch gilt es, wie im zweiten Teil konkretisiert, die Gestaltung, die Genres und Merkmalsausprägungen des Gesendeten zu definieren und ordnen. Die Technik und die dadurch gegebenen Möglichkeiten faszinierten und motivierten zu neuen Formen der Ausgestaltung von Gesendetem und das trotz zahlreicher Unkenrufe.

Von der „medial entkörperter Stimme“ (S. 21) im Radio bis hin zum Fernsehsprecher als „der Einsamste der Einsamen“ (S. 48), als „Schöpfer der ‚satanischen Täuschung‘; des medialen ‚Als-Ob-‘“ (ebd.) reichen die Verteufelungen und Anschuldigungen gegen den Rundfunk. Einseitig, einen Monolog führend, dringt die vermeintliche Wirklichkeit der großen Welt senderseitig zentriert und empfängerseitig dezentralisiert (S. 52f.) in die Häuser der Menschen ein. Raum und Zeit werden dabei annulliert (S. 62) und mit dieser „Eliminierung des Zeitgefälles“ (S. 80) durch Live-Übertragungen im Fernsehen, entsteht gerade durch die Gleichzeitigkeit die Illusion tatsächlich vor Ort zu sein, obwohl man es eben nicht ist. Der Rundfunk erscheint dabei als ein vermeintlich objektiver Vermittler, als grenzüberschreitendes Medium einer neuen Weltgemeinschaft und dabei ist der Hörer doch nur der „enttäuschte Prothesengott“, der überall dabei sein kann und doch einsam bleibt (vgl. S. 96). Der Fernseher, der als „trojanisches Pferd“ der Kulturindustrie Einzug in unsere Wohnzimmer hält, perfekt getarnt im „Gelsenkirchener Barock“ des bürgerlichen Designs der fünfziger Jahre (S. 101), ist dabei Sinnbild der Zerstörung der Privatsphäre und der gesendeten alles infiltrierenden kollektiven Vorstellung von Wirklichkeit (S. 108).

Die technische Entwicklung geht nicht nur einher mit dem Wandel von Privatsphäre und Öffentlichkeit, sondern auch mit einem Wandel vom Schriftsteller zum „Sprachsteller“ (S. 127). Die Umsetzung, die mögliche Präsentation von Texten ist durch den Wandel der Vermittlungsweise eine völlig andere geworden. Der „Schrift-

steller“ muss sich auf Grund der geänderten technischen Bedingungen und Anforderungen mit seinen Stücken an die Kommunikationsverhältnisse anpassen und wird durch diese erzwungene Anpassung weg vom Gedruckten, hin zum Gesprochenen zu einem „Sprachsteller“ (S. 128), wie Dammann es nennt.

Dammann bringt es in seiner Überleitung auf den Punkt und meint, es gehe „in erster Linie um Bewältigung, um Be- und Zuschreibungen und um Geltungsansprüche angesichts von Radio und Fernsehen. Zunächst müssen die primären Merkmale der neuen Medien bewältigt werden.“ (S. 151) Wechselseitige oftmals konträre Be- und Zuschreibungen, Deskription und Erfindung sind besonders in der Diskussion des so medial ermöglichten Zugangs zur Realität bemerkbar. „Auf der einen Seite werden Radio und Fernsehen als ‚Werkzeug der Wirklichkeit‘, als ‚Fenster der Welt‘ beschrieben, andererseits werden ihnen auch Eigenschaften von ‚Weltbildungsapparaten‘ zugeschrieben.“ (S. 151) Dammann projiziert nun das allgemeine Unbehagen über den fragwürdig erscheinenden medialen Zugang zur Realität und der „antiintellektuellen Wirkung“ (ebd.) der neuen Medien auf die kulturelle Ebene und gleichzeitig auf die Praxis.

Eben diese Radio- und Fernseh-Praxis bildet den zweiten Teil des Buches. Dammann erläutert anhand von zwölf Beispielen die konkrete Umsetzung von unterschiedlichen Texten in eine radio- bzw. fernsehtaugliche Sprache und Form. Der Fokus wurde von ihm dabei auf das junge Rundfunk-Genre des „Hörspiels“ beziehungsweise des „Fernsehspiels“ gelegt. Einerseits galt es im Wissen um die noch massiven Unzulänglichkeiten der technischen Produktionsmittel zu arbeiten, andererseits die Ansprüche durch die „Radio- und Fernseh-Debatte“ zu erfüllen. Der Weg hin zu einer theoretisch-dramaturgischen Einordnung des neuen Mediengenres war nicht nur angesichts des technischen Wandels kein leichtes Unterfangen. (S. 156) Schon in den ersten Jahren ergaben sich vor allem durch die rapide Weiterentwicklung der Speichermedien immer neue Gestaltungsmöglichkeiten der Sendungen. Sechs Hörspiele, alle aus Deutschland mit einer Erstaussstrahlung in den späten zwanziger bzw. den frühen dreißiger Jahren, und sechs deutsche Fernsehspiele mit einer Erstaussstrahlung in den späten fünfziger bzw. frühen sechziger Jahren werden aus diesem Grund anhand ihrer „O-Töne“ rekonstruiert und systematisch gegenübergestellt.

Nach seinen Ausführungen konstatiert Dammann: „Im Vergleich zur lebendigen Debatte über die neuen Medien erscheint der Programmalltag, die praktische Auseinandersetzung mit Radio und Fernsehen, recht mühsam. Denn was im Diskurs aufgelöst wurde, konnte in der Praxis nicht direkt eingelöst werden, was in der Diskussion imaginiert und phantasiert wurde, blieb größtenteils spekulativer Überschuss. [...] Hör- und Fernsehspiele waren sehr viel mehr geprägt von den jeweiligen technischen Gegebenheiten, als von einem Großteil der Beteiligten erkannt oder eingestanden.“ (S. 261). Die anfängliche Skepsis den neuen Medien gegenüber, begründet er mit einer historisch gesehen redundanten Reaktion auf mediale Veränderungen, die es beispielsweise auch nach der Erfindung und Einführung des Buchdrucks gegeben habe.

Mit der Medienpraxis auf der einen und der literarisch-wissenschaftlichen Kritik auf der anderen Seite, versucht Dammann von einer nüchternen Technikgeschichte der neuen Medien wegzukommen. Erklärtes Desiderat ist dabei die Einordnung der unterschiedlich sich entwickelnden und sich erst nach und nach formierenden Genres in die vorangegangene „Radio- und Fernseh-Debatte“. Die Zusammenführung zwischen der aufgezeigten Medienskepsis in der Frühzeit der neuen Medien und die tatsächliche Umsetzung von Texten in der Medienpraxis, gelingt Dammann aber nur bedingt. Die Radio- und Fernseh-treibenden waren, so auch die Quintessenz des vorliegenden Werks, an der technischen Umsetzbarkeit interessiert und nicht an einer möglichen Positionierung der neuen Medien in der Debatte. Eine tatsächliche Einordnung einzelner Sendungsgattungen im Zusammenhang mit den Anforderungen durch die Mediendebatte findet somit nicht statt. Dammann unterstreicht damit, dass die Polemik und die befürchtete Problematik der neuen Medien höchstens peripher auf die tatsächlichen programmtechnischen Realisierungen von Radio und Fernsehen eingewirkt haben.

Gisela Säckl

GÜNTHER BENTELE, HANS-BERND BROSIUS, OTT-FRIED JARREN: *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden:VS-Verlag 2006. 337 Seiten.

Jeder Anfang ist bekanntlich schwer, denn am Anfang steht das Wort. Schon Goethe lässt Mephisto

sagen: 'Gewöhnlich meint der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.' Worauf die Hexe antwortet: 'Die hohe Kraft, Der Wissenschaft, Der ganzen Welt verborgen! Und wer nicht denkt, Dem wird sie geschenkt, Er hat sie ohne Sorgen.' Als Wissenschaftler sind wir demnach der Sorge Kinder. Und unsere Sorge gilt dem Denken, das durch Worte angelassen wird. Denn diesem Denken entspricht kein zwangsläufig gemeinsamer Inhalt.

So eröffnete Manfred E. A. Schmutzer 2003 einen Aufsatz, in dem er sich auf die Suche nach den Begriffen von Raum und Zeit machte, um zu zeigen und zu verhindern, dass diese Begriffe, schnell wie Worthülsen, je nach Bedarf mit unterschiedlichen Inhalten gefüllt werden können. In noch größerem Ausmaß als sich dies der kleine Aufsatz von Schmutzer vorgenommen hatte, versuchen die Herausgeber der Reihe „Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft“ die Frage, „ob diese Inhalte beliebig sind oder ob sich Rezepturen finden lassen, die erlauben, zwischen Salami, Mortadella, Chorizo oder Leberwurst zu differenzieren“ (Schmutzer) für eine ganze wissenschaftliche Disziplin zu klären und die so zu findenden Rezepturen gleich auch noch in einem Lexikon, gleichsam zum Nachkochen, einzufassen.

Die Rezepte wurden von nicht weniger als 92 Autorinnen und Autoren, fast durchweg renommierten Vertretern des Faches, eingesandt und die zu beschreibenden Begriffe aus bereits vorliegenden Wörterbüchern, Lexika und Handbüchern – stellvertretend seien das *Handbuch der Zeitungswissenschaft* von Walther Heide (Hrsg.), das *Handbuch der Publizistik* von Emil Dovifat (Hrsg.) und das *Fischer Lexikon Publizistik* von Noelle-Neumann, Schulz und Wilke (Hrsg.) genannt – als mutmaßlich zentrale Termini des Faches herausgearbeitet.

Schon hier stößt ein solcher lexikalischer Beitrag zur Selbstbeschreibung, Selbstbestimmung und Selbstverortung eines Faches auf große Schwierigkeiten. Wo verlaufen die Grenzen des Faches, welche Begriffe lassen sich für das Fach in welcher Weise reklamieren und welche sind aus einem basalen Verständnis der Kommunikationswissenschaft auszusondern? Was darf nicht fehlen, worauf kann – schlüssig begründbar – verzichtet werden, um dem Ziel und Anspruch des Lexikons – gemeinsam mit dem „Handbuch öffentliche Kommunikation“, das von denselben Herausgebern 2003 präsentiert wurde, zur „fachlichen Orientierung und Kanonisierung“ (S. 5) beizutragen und als „Nachschlagewerk für das gesamte

Lehr- und Forschungsgebiet der Kommunikationswissenschaft“ zu dienen – gerecht zu werden? Wenngleich die Herausgeber anmerken, dass Handbuch und Lexikon als Einheit zu sehen sind, wird in dieser Besprechung nur auf das Lexikon eingegangen werden, da ein Lexikon sich nicht nur im alltäglichen Gebrauch bewähren (vgl. S. 6), sondern sich vor allem auch für sich allein behaupten können muss. Die einführenden Erläuterungen des Lexikons enden mit der Einladung das Buch zu testen und zu bewerten – das soll nun geschehen.

Bereits das zweite Stichwort, das erläutert wird, Action-Film, offenbart ein grundsätzliches Problem fast all jener Begriffe, die sich mit Film (einem für sich genommen für die Kommunikationswissenschaft ganz prinzipiell schwierigen Themenfeld) befassen: Action-Film ist demnach ein „unspezifisches Filmgenre“. „Zur Schau gestellte Gewalt, zahlreiche Stunts, sensationell wirkende Special Effects und suggestive Montagen gepaart mit Geschichten, in denen es meist um die Fähigkeit des Einzelnen geht, sich gegen Machtapparate, Kartelle und große Organisationen durchzusetzen.“ (S. 9) Nicht unähnlich ein Ausschnitt der Definition von „Thriller“ als vage Genrebezeichnung für eine besondere Spielart von Spannungsfilm; „Horrorfilm, Filmgenre, das Grusel, Schauer, Schock und Angst bewirken soll. Erzählt wird meist vom Einbruch des Horriblen in die Alltagswelt des Helden. Dämonen und Geister, Halb- und Zwischenwesen, Vampire, Untote und Psychopathen machen die Welt unsicher und bedrohen die ‚Normalen‘ meist mit dem Tod“ (S. 92); „Spionagefilm, Filmgenre. Die Hauptfiguren des Sp.s sind Agenten oder geraten mit Agenten zusammen“ (S. 268) und Kultfilme werden schließlich unter der Nennung weniger Beispiele als Filme, um die sich „subkulturelle Gemeinschaften versammeln“ (S.145) beschrieben. Auch wenn hier nur auszugsweise zitiert wurde, wird eines freilich deutlich: Nichts davon ist verkehrt, ganz im Gegenteil: diese Zuschreibungen sind von einer regelrecht trivialen Offensichtlichkeit, die keinem Studienanfänger, mit einer auch nur durchschnittlichen Kino- oder Fernsehbiographie, neu sein sollten. Dem Beiträger jedoch ist dafür kein Vorwurf zu machen, in wenigen Zeilen lässt sich kaum mehr als eine ungefähre Genrebeschreibung leisten, es fragt sich jedoch ob die Begriffe, in jener Form, dann als essentiell für die Disziplin anzusehen sind und ob das „Lexikon der Kommunikations- und Medienwissenschaft“ dem Verständnis dieser Begriffe hier einen fachspezifischen Mehrwert

geben kann, der in seinem fachlichen Gebrauch über die Definitionen in anderen, weniger einschlägigen Enzyklopädien hinausgeht.

Von ähnlich zweifelhaftem spezifischem Wert scheinen jene Begriffe, die technischen Speichern und Informationstechnologien zuzurechnen sind. Fax, CD, DVD, Schallplatte, Tonband, Homepage, E-Mail, Mp3, WWW wird je eine aufs dringlichste reduzierte Definition eingeräumt. Wieder stellt sich die Frage, wem diese Definitionen so, für welche kommunikationswissenschaftlichen Verständnisprobleme oder Fragestellungen helfen können und was es dem Fach nützt, technische Träger (oder auch wie zuvor angesprochen „Film“) in einer Art zu erläutern, die an Information hinter jener zurückbleibt, die sich etwa im WWW in Wikipedia finden lässt. Gerade diese Internet-Enzyklopädie, die um noch einmal Goethe zu bemühen, vielen Studierenden zum verführerischen Mephisto geworden ist und von Lehrenden vielfach ob ihrer Schwächen und Risiken gezeißelt wird, sollte doch, um die Vorzüge wissenschaftlicher Quellen argumentieren zu können, die Information eines fachspezifischen Nachschlagewerks, in Bezug auf einzelne Begriffe, nicht überflügeln können. Auf den hier angerissenen grundsätzlichen Einwand wird später noch einmal zurückzukommen sein, zunächst sei noch ein wenig weitergeblättert.

Die nächste Kategorie von Einträgen, die als problematisch besprochen werden soll, widmet sich Fernsehsendern und -anstalten. ARD, ZDF, MDR, NDR, SWR, RTL, RTL2, Kabel 1, Vox usw. die Eintragungen sind zahlreich, die Information in den meisten Fällen aber sehr überschaubar. Wenige schmale Zeilen und der Verweis auf den jeweiligen Webauftritt des Senders – wiederum sieht dies nach einer Form der Platzhalterinformation aus, das Feld ist besetzt, aber wann immer ein Studierender etwas über diese Sender (vielleicht noch mit Ausnahme der etwas umfangreicheren Einträge zu ARD und ZDF) erfahren möchte, das Lexikon wird auf der Suche nach dem entsprechenden Wissen nur ein sehr kurzzeitiger Begleiter sein. Zwar wird diese rudimentäre Form der Angaben zu „Institutionen der öffentlichen Kommunikation“ schon im Vorwort angekündigt, es bleibt nur ungeklärt, warum man sie dann überhaupt in diesem Lexikon nachschlagen und in weiterer Konsequenz aufnehmen soll. Ohne noch groß auf einige zweifelhafte Begriffsauswahlen (etwa das Kuriosum „Videothek“) einzugehen, sei, unter nochmaligen Bemühen der Wurstsortenmetapher von Schmutzer klargestellt, dass hier keineswegs nur warme Luft in Därme

gepresst wird, sondern, dass sich auch zahlreiche erlesene Zutaten in dem Buche finden und viele, wahrscheinlich sogar eine Mehrzahl der Begriffsrezepte – abgesehen von der Kürze geschuldeten Auslassungen und teils tautologischen, aus dem Begriff selbst abgeleiteten Definitionsansätzen – wohlgeschmeckend geraten sind. Festzuhalten bleibt aber auch ganz klar, dass die Annäherungen in diesem Lexikon nicht zur Hauptspeise reichen und allenfalls als Nascherei zwischendurch zu sehen sein können. Und wie es sich mit Naschwerk eben so verhält, kann es obzwar von erlesener oder auch nur mediokrer Qualität, das vollständige Mahl nicht ersetzen, höchstens den Appetit zart anregen oder gar gänzlich verderben.

Hier ist es nun angebracht, den zuvor in Zusammenhang mit Wikipedia angebrachten Gedankenstrang noch einmal nachzuschärfen und zu fragen, wem das Buch im Ganzen nutzen und was es leisten können soll. Welche Studierenden sind es, die hier angesprochen werden und wie weit ist die Reichweite und Tragfähigkeit des lexikalischen Wissens angedacht – kurz gefragt, was sollen Studierende damit anfangen können? Wären etwa die Ausführungen zu Theorien und Methoden, die hier vorkommen, ausreichend, um damit Theorie oder Methode in einer Seminar- oder auch nur Übungsarbeit korrekt anwenden zu können? Wohl kaum und es ist auch zu hoffen, dass möglichst wenig Studierende es versuchen werden. Oder ist es vielleicht vielmehr als ein „Fremdwörterbuch“ angedacht, das in den frühen Semestern des Studiums helfen soll, einzelne Wörter aus Texten nachzuschlagen und so die Lektüre zu erleichtern? Wie und wann im Studium soll das Lexikon zum Einsatz kommen können? Ist es nicht gerade auch eine der Kernkompetenzen, die im Studium erworben werden soll, mit Fortlauf der wissenschaftlichen Ausbildung immer weniger auf lexikalisches Wissen und Wörterbuchdefinition zu vertrauen und stattdessen nach solchen Quellen zu suchen, die die nötige Expertise auch mit hinreichender Tiefe verbinden? Das Lexikon kann sicher in den ersten Semestern des Studiums als nützliche Handreichung verstanden werden, die vor allem dann Sinn macht, wenn sie nicht als Substitut für, sondern als Ergänzung zur sonstigen wissenschaftlichen Lektüre begriffen wird. In diesem Sinne wäre es sicher auch wünschenswert gewesen, wenn mehr Begriffe mit Literaturhinweisen versehen worden wären, die unerfahrenen Studierenden den Einstieg zu einer eigenständigen Befassung mit einem Themenstrang ermöglichen oder

erleichtern könnten. Eine Dimension der Bedeutung dieses Lexikons kann und soll freilich nicht unbedacht bleiben: Es handelt sich hierbei nicht nur um den Versuch einer Standortbestimmung für eine Disziplin mit ausfransenden Grenzen sondern auch um eine Standortbestimmung ganz anderer Art, nämlich jener der Beiträger im Fach. Wer hat etwas dazu zu sagen und wer hierzu; wer besetzt diesen Theorienstrang, wer jenen; wem gehört die Kommunikationsgeschichte, wem der Journalismus, wem die Fachgeschichte, wem die Werbung, wem die Neuen Medien, wem die Ökonomie, wem die Politik, wem diese, wem jene Spielart des Fachs; wer kann viele Begriffe besetzen, wer die „großen definitorischen Brocken“ (etwa „Kommunikation“) beisteuern? Wer ist drin und welche Alternative ist draußen; was bedeutet jener Autor für den Begriff im Unterschied zur Definition, die ein anderer gegeben hätte?

Zwischen Selbstdarstellung, Selbstverortung und thematischer Stigmatisierung entspinnt sich somit ein guter Eindruck von Beziehungskonstellationen, Sozialachsen und teils auch Machtlinien innerhalb des Faches. Abgesehen vom diskutierbaren Nutzen des Lexikons an sich ist dies somit ein spannender und „unschuldiger“ (weil nicht als solcher geplanter) Beitrag zur Autobiographie der Kommunikationswissenschaft heute.

Ob diese Rezension den Anforderungen an eine wissenschaftliche Rezension im Sinne des Lexikons genügt, konnte in einem Selbstmonitoring übrigens nicht beantwortet werden. Unter dem Begriff Rezension findet sich lediglich der Verweis zum Begriff Kritik, der allerdings wiederum ausschließlich im Sinne des Pressejournalismus als Auseinandersetzung mit einer künstlerischen Leistung mit Elementen des Kommentars, des Berichts und Service-Artikels erläutert wird. Das Wort Rezension scheint hier nur noch als „in der Literatur häufig synonym gebraucht“ auf. Ob es für eine wissenschaftliche „Kritik“ Besonderheiten zu beachten gilt verrät das Lexikon nicht. Es empfiehlt sich also vielleicht noch anderswo nachzulesen.

Christian Schwarzenegger

JOST-AREND BÖSENBERG: *Die Aktuelle Kamera (1952 – 1990). Lenkungsmechanismen im Fernsehen der DDR*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2004. 346 Seiten.

Sie war ein wesentlicher Bestandteil der kollekti-

ven Identität des „anderen“ Deutschlands. Allabendlich flimmerte die *Aktuelle Kamera* über die Fernsehschirme in der Deutschen Demokratischen Republik. 38 Jahre lang bildete diese Nachrichtensendung nicht nur einen wesentlichen Bestandteil der Geschichte des Fernsehens der DDR und damit der Geschichte des sozialistischen Journalismus, sondern auch der Geschichte der DDR an sich – von ihren Kindheitstagen bis hin zum quälend langsamen Tod.

Rückblende: Im kontinuierlichen Aufbau der DDR waren die Führungskader der SED bestrebt, die Gesellschaft zentral zu lenken und „anzuleiten“, dementsprechend prägte dies auch das Verständnis von journalistischer Arbeit. Nicht das Streben nach Objektivität und Aktualität waren im DDR-Journalismus oberste Maxime, sondern bewusste Parteilichkeit und Erziehung im Sinn der „wissenschaftlich abgesicherten“ marxistisch-leninistischen Lehre. Sozialistische JournalistInnen wurden durch den Einsatz vielfältiger Mittel dazu angehalten, Nachrichten im gesellschaftlichen Kontext zu werten und durch die „sozialistische Brille“ zu sehen und zu erklären. In dieser Tradition stand mit ihrer Einführung im Jahr 1952 auch die *Aktuelle Kamera*. Schon bald erkannte die SED-Spitze die steigende Bedeutung des Mediums Fernsehen und die damit verbundenen Möglichkeiten der gesellschaftlichen Einflussnahme. Die *Aktuelle Kamera* wurde von der SED als das Nachrichtenmedium schlechthin zum zentralen Vehikel der Massenaugmentation ausgebaut.

Mit der Öffnung der Archive der ehemaligen DDR entstanden zahlreiche Untersuchungen zu den Mechanismen der Medienbeeinflussung und Medienkontrolle in der DDR, wobei die Systematik und Komplexität dieser Mechanismen mitunter schwer nachvollziehbar war. In den meisten der einschlägigen Publikationen fehlte bislang der schlüssig dargestellte und durchargumentierte Konnex zu konkreten Auswirkungen der Medienlenkung. Jost-Arend Bösenberg kann in manchen Bereichen an die bereits existierenden Forschungsergebnisse anknüpfen, diese durch umfangreiche Recherchen erweitern und somit das bestehende Forschungsdefizit abbauen: Am Fallbeispiel der *Aktuellen Kamera* zeichnet er das hochkomplexe und differenzierte System der Medienanleitung und -beeinflussung in der DDR nach.

Bösenbergs Forschungsbestrebungen zielen im Kern darauf ab, das Beziehungsgeflecht innerhalb der Entscheidungsebenen zu entwirren. Damit wählt er – im Gegensatz zu den bislang bereits existierenden Untersuchungen zur Medienanleitung in der DDR – bewusst die Detailperspektive und richtet so „die Fragestellung auf die Ebenen der Lenkung und auf die Art und Weise des Einflusses.“ (S. 11) Die Herausforderung stellt sich für Bösenberg durch eine multiperspektivische Herangehensweise, die sowohl die Strukturen und Modi der Handlungsanleitungen, als auch die vermittelten Inhalte sowie die Ausführungen durch einzelne HandlungsträgerInnen unter die Lupe nimmt.

Bösenberg hebt sich mit seinem Ansatz wohltuend von manchen Publikationen kommunikationshistorischer Erforschung der DDR-Medien-geschichte ab, indem er die Detailergebnisse stets in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang interpretiert und diese tief „erdet“. Er ergeht sich bei allem Umfang und aller Detail-treue nicht in kleinkrämerischer Detailverliebt-heit, sondern stellt notwendige und stringente Verbindungen zwischen Struktur- und Hand-lungsebene her, für deren Erforschung sich die *Aktuelle Kamera* aus mehreren Gründen hervor-ra-gend als Fallbeispiel eignet:

- Die *Aktuelle Kamera* kann mit Fug und Recht als Propagandainstrument der zentralen Füh-rungspersonen der DDR bezeichnet werden, da ihre Rolle vor allem durch eine „kleine Gruppie-rung im Politbüro“ (S. 11) forciert wurde. Ergo wird durch diese Konstellation sehr gut nachvoll-ziehbar, wie Entscheidungsstrukturen in der DDR funktionierten und wie weit diese von oberster Stelle initiiert und mitgetragen wurden.
- Die *Aktuelle Kamera* war – bis auf eine 17-monatige Sendepause im Anschluss an die Mas-senproteste in der DDR 1953 – ein Kontinuum in der Fernsehgeschichte der DDR und durchlief sämtliche Entwicklungsphasen.
- Die *Aktuelle Kamera* war in der Bevölkerung respektiert und anerkannt, auch wenn sich für die Sendung aufgrund der permanenten Konkur-renzsituation zum Westfernsehen eine problema-tische Ausgangsposition eröffnete.

Für seine Forschungsarbeiten konnte der Autor auf mittlerweile gut erschlossene Bestände im Deutschen Rundfunkarchiv (DRA) in Potsdam-Babelsberg sowie im Bundesarchiv in Berlin Lich-

terfelde zurückgreifen, wobei viele Quellenbe-stände bislang noch nicht in Bezug auf die *Aktu-elle Kamera* ausgewertet worden waren.

Bösenberg spannt den zeitlichen Horizont seiner Untersuchung über die Zeit des Bestehens der *Aktuellen Kamera* hinaus und beginnt diese mit einer Darstellung des Aufbaus eines ideologisch geprägten Medienleitungssystems, in welchem JournalistInnen die zentrale Rolle in der Erzie-hung zum Sozialismus einnahmen. Parteilichkeit war in dieser gesellschaftlichen Konzeption die zentrale Prämisse für journalistische Arbeit und somit auch die *Aktuelle Kamera* in diesem Kon-text verortet – selbst wenn Bösenberg davon spricht, dass vor allem in der Startphase die kon-kreten journalistischen Freiräume noch stärker gegeben waren als in der Hochphase der Sen-dung. Die ideologische Selbstverpflichtung der JournalistInnen war allerdings schon damals erfolgreich dazu angetan, journalistische Ethik – wie wir sie heute verstehen – hintanzuhalten.

Der Autor verknüpft seine Darstellung eng mit der technischen Entwicklung des Mediums Fern-sehen, das sich, nachdem es anfangs generell unterschätzt worden war, zum Leitmedium und somit die *Aktuelle Kamera* zur Leitsendung emporschwang. Erst mit der Einbindung des Fernsehens in das gesellschaftliche System der DDR konnte die Einbindung in das politische System erfolgen. Der Status als Leitmedium machte das Fernsehen im Allgemeinen und die *Aktuelle Kamera* im Speziellen für politische Aneignungsbestrebungen interessant.

An diesem Punkt führt Bösenberg den Faktor „Mensch“ ins Treffen und verknüpft die Geschichte der *Aktuellen Kamera* mit den han-delnden Personen der unmittelbaren Füh-rungsriege der Redaktion, welche in 38 Jahren die Geschehnisse der Sendung in der Hand hatten und mit denen der Autor ausführliche Interviewrun-den absolvierte, die dem Buch in Form einer CD beigelegt sind. Die Ergebnisse der Befragungen offenbaren Einblicke in jene herrschenden politi-schen und ideologischen Zwänge, die wesentlich zu den Ausprägungen konformen Verhaltens beitrugen und essentiell für die Anleitungsmecha-nismen waren: Nur in den seltensten Fällen funk-tionierte die Kontrolle der Redaktion der *Aktuel-len Kamera* über klar nachvollziehbare Befehlsket-ten aus dem Politbüro – in der Regel blieb die Medienanleitung im Beziehungsgeflecht zwi-

schen Staat und Partei formal unregelt, Entscheidungsprozesse verliefen „weitgehend im informellen Bereich, mündlich, per Telefon oder zwischen Tür und Angel.“ (S. 29)

Indem Bösenberg verschiedene Erkenntnisstränge multimethodisch und multiperspektivisch kombiniert, gewinnt er einen detaillierten Einblick in die Anleitungsmechanismen für die Arbeitsweise der *Aktuellen Kamera*, die entlang unterschiedlicher Kompetenzlinien verliefen, in verschiedenen Perioden des DDR-Fernsehens unterschiedlich ausgeprägt waren und in der Mediengängelung mit Ende der 70er Jahre durch den Zentralkomitee-Sekretär für Agitation und Propaganda, Joachim Herrmann, ihren unbestreitbaren Höhe- resp. Tiefpunkt erreichten.

Einen ausführlichen Blick wirft Bösenberg dabei auf neuralgische Punkte der DDR-Geschichte und der damit verknüpften politischen Interessenslagen sowie der journalistischen Rezeption durch die *Aktuelle Kamera*. Dabei widmet er neben historischen Daten wie dem Volksaufstand vom 17. Juni 1953, dem Start des Mauerbaus am 13. August 1961 oder dem Beginn der Ära Honecker, das Hauptaugenmerk nicht zuletzt dem Schlusspunkt einer brüchigen und krisenanfälligen Existenz: dem Umgang der *Aktuellen Kamera* mit dem Ende des eigenen Staates.

Fazit: ein dringend notwendiger Beitrag zur DDR-(Medien)Geschichte.

Klaus Kienesberger

MATTHIAS KARMASIN: *Journalismus: Beruf ohne Moral? Von der Berufung zur Profession.* Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG 2005. 251 Seiten.

Die große empirische Untersuchung, Teil II – Matthias Karmasin hat den logischen Schritt getan, nachdem er sich Mitte der 90er-Jahre erstmals in den angeblich so seltsamen und schwer zu fassenden Bereich der journalistischen Moral gewagt hatte. Tatsächlich, allein die Kombination der beiden Worte „Journalismus“ und „Moral“ lässt bei vielen Praktikern und Wissenschaftlern eingedenk der Geschichte und Gegenwart der so bedeutenden und umstrittenen gesellschaftlichen Macht die Mundwinkel sarkastischer Weise nach oben wandern.

Dennoch und wohl gerade deshalb fragt Karma-

sin im Titel seiner Forschungsreise erneut: *Journalismus: Beruf ohne Moral?* Ein so genannter Fangtitel, beinahe reißerisch, um standesgemäß dem Thema auch sprachlich zu folgen, eine Provokation allemal für Journalisten, als Pleonasmus aber deklariert vom Autor selbst (oder meint er nicht doch eine rhetorische Frage?): „Denn auch die Negation der Moral ist eine. Kurz: Journalismus ohne Moral gibt es nicht. Die Frage ist nur, welche Moral denn gemeint sei.“ (S. 8) Glücklicherweise gelingt es Karmasin, sich über diese Floskel hinwegzusetzen und sich einer theoretischen und methodischen Abhandlung hinzugeben, die sich durchaus als Basisliteratur zur Thematik eignen würde. Karmasin diskutiert dabei vorhandene Denkansätze und setzt sich intensiv mit dem Komplex Individualethik auseinander, die er trotz systemischer Zugangsweisen als unabdingbar erachtet und schließlich einen Einblick auf Möglichkeiten der Normenerstellung bietet. „Die Verpflichtung der JournalistInnen auf eine solche Norm ist selbstverständlich letztlich von der individuellen Prädisposition abhängig. Dennoch sind die strukturellen Bedingungen der Massenkommunikation als arbeitsteiliger ökonomisch determinierter Prozess einerseits, als kulturell/ästhetisches Unterfangen andererseits, in eine systematische Reflexion einzubeziehen“, so Karmasin (S. 37) und widmet sich selbst einer interessanten Modell-Entwicklung. Schade nur, dass eben dieser gehaltvolle und grundlegende Teil, wie er beispielhaft für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung ist, gar nicht als unbedingt notwendig zum Verständnis der eigentlichen Botschaften erachtet wird. Der Autor selbst schreibt in einem einleitenden Kapitel: „Der theoretische Teil stellt Überlegungen zusammen, die bereits an anderen Orten von mir diskutiert wurden, Leser und Leserinnen, die sich nur für die aktuellen Daten interessieren, können dieses Kapitel auch überspringen und sich sofort dem empirischen Teil zuwenden.“ (S. 7) Seltsam mutet auch die Betonung im Vorwort (verfasst von Reinhard Christl, dem Leiter des Studiengangs Journalismus der FH-Wien, der mit Karmasin für die Untersuchung verantwortlich zeichnet) an, wonach die vorliegende praxisnahe Forschung natürlich nicht kritiklose Auftragsforschung mit vorgegebenen Wunschergebnissen bedeute. Eine entbehrliche Anmerkung in einem wissenschaftlichen Werk, eine Anmerkung, die beim Leser den Reflex auslöst, es könne sich um eine prophylaktische Verteidigungsstrategie, basierend auf schlechtem Gewissen handeln. Zeilenfüllenden Charakter darf man auch in schöne Worte ver-

packten Selbstverständlichkeiten wie „dieser Pluralismus (an Ansätzen, Anm.) meint aber nicht Beliebbarkeit, denn Spekulation und ideologische Vorurteile haben in der Wissenschaft im Allgemeinen und in der Ethik im Speziellen keinen Platz. Auch hier gilt, dass Stringenz, Kohärenz, Widerspruchsfreiheit, intersubjektive Nachvollziehbarkeit, methodisch einwandfreies Vorgehen, rationale Argumentation etc. *Kriterien der Qualität der Begründung* sind“ (S. 19) attestieren. Nicht zuletzt, da sich die Autoren dieses Buches nach eigenen Angaben vornehmlich an Experten (Praktiker wie Theoretiker) wenden wollen und erst in zweiter Linie an interessiertes, nicht unbedingt fachkundiges Publikum. Der praktische Teil umfasst rund vier Fünftel und damit das Gros der Arbeit, basiert bewährter Weise auf dem Instrumentarium der Befragung, durchgeführt unter österreichischen Journalisten (die somit über ihr Selbstbild Auskunft geben) und der österreichischen Bevölkerung (die somit das Fremdbild konstruieren). Die Kategorien und Unterkategorien reichen von der Präsentation soziographischer Daten (nach wie vor ist der typische österreichische Journalist ein Mann ohne akademisch erworbene Eigenschaften und im Printjournalismus tätig) bis hin zu den klassischen Fragen nach Recherche, Objektivität oder Macht und Handlungsfreiheit. Wobei gleich bei den soziographischen Gegebenheiten, die mit den Journalisten in der Schweiz verglichen werden, die Frage der Gehaltsunterschiede elegant umschifft wird (aufgrund der sozialpolitischen und ökonomischen Unterschiede beider Länder erscheine es schwierig, einen Vergleich zu erzielen). Ein Detail freilich, das das eigentliche Thema nur am Rande tangiert, doch wenn man schon nach monetärer Abgeltung fragt, sollte auch der Rechercheaufwand zur Einbettung der erhobenen Zahlen in den sozialpolitischen Rahmen nicht gescheut werden. In weiterer Folge hätte man entdecken und anmerken können, dass die Gehälter in der Schweiz zwar höher sind, doch die Besteuerung eine andere ist und zudem Schweizer Journalisten im Gegensatz zu österreichischen Redakteuren statt über 15 nur über 12 bis 13 Monatsgehälter verfügen. Interessant ist jedoch der Versuch, Unterschiede bei diversen Fragen herauszuarbeiten, nicht nur was den Vergleich mit dem Jahr 1994 (Zeit der ersten Unter-

suchung) betrifft, sondern auch, ob es sich bei den befragten österreichischen Journalisten um Akademiker oder Nicht-Akademiker handelt – so etwa kann aus den Erkenntnissen der Untersuchung geschlossen werden, dass Journalisten, die über einen Studienabschluss verfügen, größere Sensibilität im Umgang mit Quellen zeigen. Vor allem aus wissenschaftlicher Sicht betrachtet ein wichtiges Indiz, wie bedeutend eine weitere Vertiefung eines ethischen Faches in diversen akademischen Richtungen sein könnte – und wie notwendig also eine akademisch fundierte Ausbildung des Journalisten ist. Generell sind die an das Thema gestellten Fragen die richtigen (ökonomische Zwänge werden ebenso berücksichtigt wie der Faktor Macht und deren Ausübung), wenn auch manche Frage samt Antwort – zumindest für Insider – nicht unbedingt von großer Originalität zeugt. Dass etwa nach wie vor in bestimmten Situationen zu „unlauteren Mitteln“ gegriffen wird, um der Exklusivität wegen zu Information zu gelangen, mag vielleicht den unbedarften Leser überraschen und empören, Wissenschaftler und Praktiker jedoch hätten wohl nichts anderes erwartet. Dennoch ist der Großteil der präsentierten Erkenntnisse auch für Fachleute eine relevante Größe. Für die Wissenschaft als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen (vielleicht auf qualitativ-inhaltsanalytischer Basis, um die Befragungserkenntnisse zu überprüfen), für die Journalisten selbst als Spiegel, aus dem nicht nur Schönes blickt.

Fazit: Der zweite Band zur moralischen Bestandsaufnahme des österreichischen Journalismus eignet sich durch seinen einführenden Teil und die Vorgangsweise beim empirischen Abschnitt als bekömmliches Stück Lesestoff – für Studenten und Journalisten in jedem Fall. Dass es eine Trilogie geben wird, ist wahrscheinlich und wohl auch notwendig, da gerade in letzter Zeit die Etablierung von Journalismus-Fachhochschulen und des Bakkalaureats-Studiums erfolgte, was eine Erhöhung der Akademikerquote unter den Journalisten zur Folge haben wird, und, geht es nach Karmasin, dadurch die ethische Komponente im umstrittenen Praxisfeld zunehmend an Bedeutung gewinnen könnte.

Erich Vogl

Mit freundlicher Unterstützung von



20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum Einzelheftpreis
von € 4,80 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“
1180 Wien, Schopenhauerstraße 32, Postfach 442

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

